

A portrait of actor Julian Wangler, who played Neelix in Star Trek: Voyager. He is wearing a red and black Starfleet uniform with a white star insignia on the chest. He has a small, stylized tattoo on his forehead. The background is a blue, out-of-focus interior of the ship.

Path of Destiny

Julian
Wangler

STAR TREK
VOYAGER

Companions In Fate



Julian Wangler

STAR TREK VOYAGER Companions In Fate

Path of Destiny

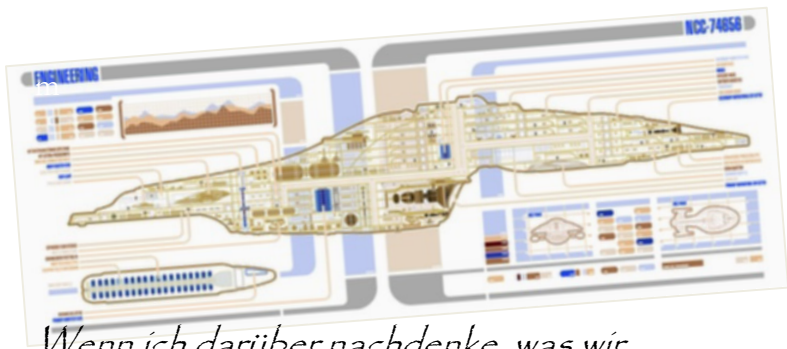
Der neue Aufbruch



Roman

Ω

~ www.startrek-companion.de ~



*Wenn ich darüber nachdenke, was wir
zusammen durchgemacht haben, dann ist
es vielleicht gar nicht das Ziel, das zählt.
Vielleicht ist es die Reise und dass wir
etwas tun können, woran wir alle glauben.*

~ Harry Kim
in *Endspiel*, Teil II





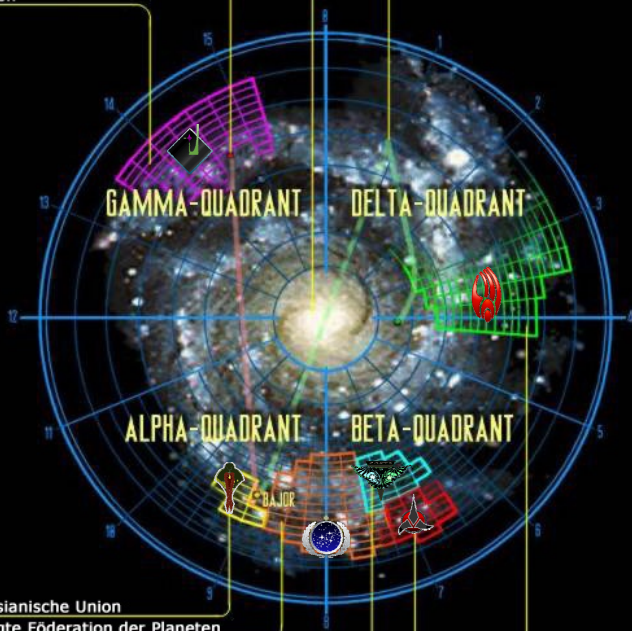


Flugroute der U.S.S. Voyager (Startpunkt der Rückreise)

Galaktisches Zentrum

Ausgang Bajoranisches Wurmloch

Dominion



Cardassianische Union

Vereinigte Föderation der Planeten

Romulanisches Sternenimperium

Klingonisches Reich

Borg-Kollektiv (Territorium teilweise unbekannt)



Zum Inhalt

Sieben Jahre befand sich die *U.S.S. Voyager* auf einer Odyssee, deren glückliches Ende trotz beachtlicher Erfolge und Fortschritte kaum wahrscheinlich schien. Nun, Anfang Januar 2378, sind Captain Kathryn Janeway und ihre Besatzung überraschend am so lange Zeit herbeigesehnten Ziel angelangt: Sie haben die Erde erreicht.

Aber wie geht es jetzt weiter? Wie führt man ein Leben fort, das im Grunde gar nicht mehr existiert? Diese Frage drängt sich den Protagonisten der spektakulären Reise durch den Delta-Quadranten schnell auf. Während die Rückkehr der *Voyager* für die einen die Chance auf einen glücklichen Neuanfang verheißt, stellt sie die anderen vor unerwartete Herausforderungen und Bewährungsproben.

Doch für jeden der Heimgekehrten wird früher oder später fühlbar, dass sie in einen Alpha-Quadranten zurückgekommen sind, der sich im Zuge von beispiellosen Kriegen, Krisen und Katastrophen stark verändert hat. Den eigenen Platz zu finden, fällt da nicht leicht. Trotzdem lassen sich Janeway und ihre Crewmitglieder auf dieses neue Leben ein, so gut sie können.

Zuerst sieht es danach aus, als würden die alten Weggefährten getrennte Wege einschlagen. Noch ahnen sie nicht, wie stark sie die gemeinsame Zeit auf der *Voyager* wirklich geprägt hat. Die Zukunft wird ihnen zeigen, dass

sie dereinst verloren gingen, um nachhause zu finden.
Und dass ‚Zuhause‘ nicht länger das ist, wofür man es
gehalten hat...

Anmerkung: Die Gegenwartshandlung dieser Geschichte findet **zwischen Frühjahr 2378 und Frühjahr 2381** statt. Sie beginnt wenige Tage nach der finalen *Voyager*-Episode *Endspiel* und endet mehrere Monate nach dem letzten TNG-Kinofilm *Nemesis*. Dabei referiert sie insbesondere zu folgenden *Star Trek*-Episoden:

TNG

6x26/7x01 Angriff der Borg

DS9

2x20/2x21 Der Maquis

VOY

1x01/1x02 Der Fürsorger

1x06 Der mysteriöse Nebel

1x14 Von Angesicht zu Angesicht

2x05 Der Zeitstrom

2x09 Tattoo

2x10 Allianzen

2x16 Gewalt

2x25 Entscheidungen

4x14	Flaschenpost
4x15	Jäger
5x04	In Fleisch und Blut
5x09	Dreißig Tage
5x13	Schwere
5x26/6x01	Equinox
6x03	Die Barke der Toten
6x04	Dame, Doktor, As, Spion
6x09	Die Voyager-Konspiration
6x10	Das Pfadfinder-Projekt
6x11	Fair Haven
6x19	Ichab
6x24	Rettungsanker
7x12	Abstammung
7x14	Die Prophezeiung
7x20	Die Veröffentlichung
7x25/7x26	Endspiel



Die Voyager-Mission: Eckdaten

- Dauer: 7 Jahre, 2371 – 2378
- Zurückgelegte Strecke: ca. 70.000 Lichtjahre
 - 2371: ca. 400 Lichtjahre
 - 2372: ca. 650 Lichtjahre
 - 2373: ca. 650 Lichtjahre
 - 2374: ca. 10.500 Lichtjahre
(9.500 LJ durch psionischen Kräfte Kes', 300 LJ durch Quanten-Slipstream)
 - 2375: ca. 33.000 Lichtjahre
(2.500 LJ durch Malon-Vortex, 10.000 LJ durch Quanten-Slipstream, 20.000 LJ durch Diebstahl einer Borg-Transwarpspule)
 - 2376: ca. 1.300 Lichtjahre
(200 LJ durch Subraumkorridor, 600 LJ durch Graviton-Katapult)
 - 2377: ca. 1.200 Lichtjahre
(600 LJ durch Q)
 - Januar 2378: ca. 22.000 Lichtjahre durch Borg-Transwarpknoten
- Neu entdeckte Spezies: 413
- Direkter (Erst)Kontakt mit neuen Spezies: 187
 - Davon besonders einflussreiche und (potenziell) gefährliche Mächte:
 - Borg-Kollektiv
 - Devore-Imperium
 - Hierarchie
 - Hirogen
 - Kazon

- Malon
 - Q-Kontinuum
 - Schwarm
 - Spezies 8472
(mutmaßlich vollständiger Rückzug in den Fluiden Raum)
 - Vidiianer
- Neue Technologien/Schiffskomponenten und wissenschaftliche Erkenntnisse (u.a.):
 - Ablativgenerator
 - Astrometrisches Labor
 - Borg-Modifikationen, u.a. an Computerkern, Schaltkreisen, Energiekupplungen
 - Delta Flyer (ausgestattet mit Unimatrixschilden und photonischen Raketen)
 - Entdeckung des Elements 247
 - Erfahrungen mit einem großen Omega-Molekül (kurzweilige Stabilisierung)
 - Experimentelle Feldtests zu Quanten-Slipstream- und Transwarp-Flug
 - Kompositor zur Rekristallisierung der Dilithiumkristalle
 - Medizinische Behandlungsverfahren mithilfe von Nanosonden
 - Mobiler Emitter für das MHN aus dem 29. Jahrhundert
 - Pläne für Nanosonden-Waffen
 - Replikation von Photonen-Torpedos
 - Transphasen-Torpedos

- Crewstärke bei Start (2371): 153¹
- Crewstärke bei Rückkehr (2378): 154
 - 139 Menschen², 15 Angehörige anderer Spezies (Vulkanier, Bolianer, Bajoraner, Kriosianer, Trill)
- Neu gewonnene Besatzungsmitglieder
 - Medizinisch-Holografisches Notfallprogramm (Dauerbetrieb, selbständige Aktivierung bzw. Deaktivierung, Persönlichkeitsentwicklung)
 - Neelix (bis 2377)
 - Kes (bis 2374)
 - 38 Maquis, Besatzung des Maquis-Raiders *Liberty* (ab 2371)
 - Naomi Wildman (geboren 2372)
 - Seven of Nine (ab 2374)
 - 5 Crewmitglieder der *U.S.S. Equinox* (2376)
 - Icheb (ab 2376)
 - Mehrere Borg-Kinder (2376 bis 2377)
 - Miral Paris (2378)

¹ Referenz: Janeways Aussage in 7x11: *Zersplittert*. Die Soll-Crewstärke der *Voyager* beträgt 141 Mann (vgl. Episode *Der Fürsorger*). Detaillierte Informationen und Erläuterungen zur Entwicklung der Crewstärke von 2371 bis 2378 unter:

http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/voys8_crewstaerke.htm

² Personen mit gemischtem Erbgut (u.a. B'Elanna Torres und Naomi Wildman) werden hier als Menschen gewertet.

- Verstorbene Besatzungsmitglieder: 39 (davon 32 Sternenflotte, 7 Maquis)





KAPITEL 8

2343

Trebus

Kolopak fand Chakotay am Fuße der großen Eiche unweit von Gray Horse. Der Junge saß im Schneidersitz im Schutze des gewaltigen Baums und schaute nach oben in den klaren Nachthimmel, wo Myriaden Lichter funkelten.

„Chakotay, wir haben Dich schon überall gesucht.“, sagte er. „Wir essen zu Abend.“

„Ich habe keinen Hunger.“, gab der Junge von sich.

Kolopak schmunzelte über das störrische Verhalten. „Du willst Deine Mutter doch nicht verunstimmen.“

„Ist mir egal.“

„Heute ist der Tag des Großen Bären. Wir ehren seine Präsenz und dass er über uns wacht.“

„Ist mir egal.“, wiederholte Chakotay, diesmal noch gequälter.

Kolopak betrachtete seinen Sohn. „Das glaube ich nicht. Aber Du schwimmst nun mal gerne gegen den Strom. Es liegt in Deiner Natur. Das weiß ich nicht seit gestern, sondern schon seitdem Du verkehrt herum aus Deiner Mutter herausgekommen bist.“

Der Junge hasste es, wenn Kolopak mit dieser elendigen Steißgeburt-Geschichte anfang. Er fand sie lächerlich, und noch lächerlicher fand er es, dass die Art und Weise, wie er zur Welt gekommen war, auf seinen Charakter übertragen wurde, auf seine ‚Natur‘, wie es dann immer hieß. Nein, Kolopak verstand nichts von ihm, nichts von seinem Denken und Fühlen.

Sein Vater blickte hinauf zu den beiden Monden von Trebus. „Sieh an. Die Schwestern tanzen heute Abend.“, murmelte er. So nannte man es, wenn die Monde nahe beieinander standen, der kleinere sich mit dem größeren zu drehen schien. Natürlich war es bloße Vermeintlichkeit, die vermutlich in der ganzen, weiten Milchstraße nur von den Nachfahren der Kautschuks für bare Münze genommen wurde. Tanzende Schwestern... Reiner Aberglaube.

„Wenn die Schwestern tanzen, geschieht in der Regel Gutes.“, meinte Kolopak.

Chakotay spürte, wie ein sonderbarer Zorn in ihm prickelte. „Warum sagst Du sowas?“ Seine Stimme klang scharf und fremd.

Sein Vater musterte ihn, erstaunt von der dunklen Intensität der Frage. Wie immer blieb er ruhig und gelassen und war darum bemüht, eine harmonische Antwort zu geben. Dass er sich nie von Chakotays Einwänden und Vorwürfen provozieren ließ, stachelte den Jungen nur noch mehr an. „Es gehört zu den Überlieferungen unseres Volkes —...“, begann er, doch weiter ließ Chakotay ihn nicht kommen.

„Es ist *dumm*. Ein alter, verstaubter Mythos, mehr nicht. Die Monde sind ebenso wenig Schwestern wie die Milchstraße ein Himmelskanu ist. Unsere Vorfahren wussten es eben nicht besser. Sie hatten keine Teleskope, Astronomen und Raumschiffe, um den Unterschied zwischen Realität und Fantasie zu verstehen. Aber *wir*, wir müssten es besser wissen anstatt weiterhin an so einen *Mist* zu glauben!“

„Du fällst Deine Urteile sehr leichtfertig, Chakotay.“, erübrigte sein Vater mit aufrichtigem Bedauern in der Stimme.

„Und Du begreifst offenbar nicht, dass ich nicht so bin wie Du. Dass ich nie so *sein* werde wie Du. Und trotzdem versuchst Du immer und immer wieder, mir Deinen mittelalterlichen Glauben aufzuzwingen.“

Kolopak verharrte ein paar Sekunden. „Ich zwinge Dir überhaupt nichts auf, mein Sohn. Aber Du bist der, der Du bist. Und das hier ist nun mal Deine Welt. Vielleicht hast Du das noch nicht erkannt, doch der Zeitpunkt wird kommen, früher oder später.“

Wie konnte Chakotay ruhig auf eine solche Bemerkung reagieren? Sein Vater war ganz offensichtlich außerstande, ihn überhaupt zu erreichen. Verbittert schob er den Unterkiefer vor. „Sag Mutter, ich werde heute nicht beim Essen dabei sein.“

Kolopak seufzte. „Das ist Dein letztes Wort?“

„Ja. Und jetzt lass mich in Ruhe.“

2344

Erde

Die Nacht mochte lang und unbequem gewesen sein, aber im Vergleich mit dem Marsch durch den Regenwald kam sie reinem Luxus gleich. Diese ganze Expedition durch Mittelamerika war eine Zumutung, und ihr Anlass war höchst fragwürdig. Sein Vater, Kolopak, hatte sich in den Kopf gesetzt, die Vorfahren ihres Stammes auf der Erde zu finden, doch Chakotay hielt das für Schwachsinn.

Vor über zweihundert Jahren hatte in diesem Gebiet ein Exodus stattgefunden. Wer wusste schon, was mit Jenen geschehen war, die damals zurückgeblieben waren? Entweder waren sie inzwischen zu Staub zerfallen, oder sie hatten sich längst in die moderne Gesellschaft auf der Erde integriert und ihre alten Traditionen abgelegt. Genau diese Sorge hatte Kolopaks Stamm veranlasst, der Erde den Rücken zu kehren und sich auf einem mehrere tausend Lichtjahre entfernten Planeten niederzulassen, in der Hoffnung, dort ihre alte Kultur bewahren zu können.

Es hieß, eine alte Prophezeiung sei dabei im Spiel gewesen: Die Kautschukbaummenschen zogen aus, um in ein neues Land zu ziehen, das sie für ihr langes Leiden und das Meer ihrer Tränen entschädigte. Ein Land, das mit großen Reichtümern gesegnet sei und ihnen den Hort bot, um wieder zu sein, was man früher einmal war.

Das Leben von damals. Chakotays Ansicht führte das alles dazu, den Stamm in der Vergangenheit gefangen zu halten anstatt eine neue, aufregende Zukunft willkommen zu heißen. Was ihn betraf, hatte er längst erkannt, dass das nicht sein Weg war. Er war entschlossen, für sich einen Platz im 24. Jahrhundert zu finden. Alles war mehr oder weniger vorbereitet. Aber das musste er seinem Vater erst noch mitteilen.

Sie stapften durch einen drückend heißen und unglaublich feuchten Dschungel. Chakotay glaubte, die Luftfeuchtigkeit als einen dunstigen Schleier wahrnehmen zu können. Grotesk große Insekten hingen in Schwärmen unter dem Baldachin der Bäume und summten laut, als ärgerten sie sich über die menschlichen Störenfriede. Die Gruppe bestand aus fünfzehn Personen: Chakotay, Kolopak, ein paar Mitglieder ihres Stammes sowie einheimische Führer und Träger. Der Junge fragte sich, was falsch daran gewesen wäre, sich einfach zum Ziel zu beamen. Warum mussten sie sich unbedingt wie bei einer alten Safari verhalten?

Im Laufe des Nachmittags wurde Chakotay immer gereizter. Ihm war heiß, und die schweißfeuchte Kleidung klebte an seinem Leib. Überall juckte es – Dutzende von Insekten hatten ihn gebissen und gestochen. Er hatte den endlosen Marsch durch den mit Schlangen verseuchten Dschungel satt. Die Kakophonie der Tiere und Vögel um ihn herum bereitete ihm Kopfschmerzen.

Allmählich wurde ihm bewusst, dass sein Vater etwas gesagt hatte, doch seine Worte verloren sich im Kreischen der Papageien und Schnattern der Affen. Er drehte sich um und sah, wie Kolopak zum Himmel empor deutete. „Hör ihm zu, Chakotay.“, sagte er.

Chakotay bemerkte einen Falken, der über ihnen kreiste. Sein Krächzen ließ sich kaum von dem der anderen Vögel unterscheiden. Er sah seinen Vater an, der jetzt wieder voller Freude strahlte.

„Was sagt er Dir?“, fragte Kolopak ihn.

Chakotay zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf.

„Er sagt: Du bist zuhause.“, verkündete Kolopak bedeutungsvoll.

Etwas löste sich in Chakotays Bewusstsein und bewirkte eine Art geistigen Erdrutsch. Er hatte nicht beabsichtigt, dieses Thema ausgerechnet jetzt anzusprechen,

doch die Worte formten sich von ganz allein, und er konnte sie nicht zurückhalten.

„Ich verlasse den Stamm, Vater.“, sagte er und ertappte sich dabei, wie er gespannt auf eine Reaktion wartete.

Es kam zunächst keine. Ein bleiernes Schweigen hing zwischen ihnen, noch deutlicher hervorgehoben durch das Summen der Insekten und den Gesang der Vögel. Der Umstand, die Sache endlich zur Sprache gebracht zu haben, erfüllte Chakotay mit neuer Kraft, und er fuhr fort: „Ich habe einige Sternenflotten-Offiziere kennengelernt, die an der cardassianischen Grenze patrouillieren... Ich habe Captain Sulu gebeten, mich für die Sternenflotten-Akademie vorzuschlagen.“

Er erwartete, dass sein Vater recht ungehalten auf diese Mitteilung reagierte. Hiromi Sulu, Enkel des legendären Hikaru Sulu von der *U.S.S. Enterprise* unter dem Kommando von James Kirk, war zu einer vertrauten Gestalt auf ihrer Heimatwelt Trebus geworden, die sich unweit von der cardassianischen Grenze befand. Captain Sulu hatte die indianischen Kolonisten darauf hingewiesen, dass sich die Sternenflotte angesichts der zunehmenden militärischen Expansion der Cardassianer große Sorgen machte.

Trebus war zwar formal von Föderationsbürgern besiedelt worden, doch der Raum, in dem die Welt lag, befand sich außerhalb der offiziellen Grenzen der Plane-

tenallianz. Das und der Umstand, dass die Sternenflotte so weit draußen nicht überall präsent sein konnte, machten Trebus zu einem leicht verletzbaren Ziel. Sulu hatte es sich sogar nicht nehmen lassen, den Vorschlag zu unterbreiten, auf eine andere Welt umzuziehen, die näher an der Föderation oder am besten in ihrem Hoheitsgebiet lag. Aber er hatte damit einen halben Wirbelsturm entfacht. Der Stamm hatte ihn wissen lassen, dass es eine spirituelle Verbindung zu Trebus gab und es vollkommen außer Frage stand, diese Welt aufzugeben. Kolopak war einer der unnachgiebigsten Verfechter dieser Anschauung. Er war fest davon überzeugt, dass Trebus nach all dem Leid, das sein Volk hatte erdulden müssen, die letztendliche Einlösung des Glücks für es war.

Während Kolopak gerne zurückschaute auf die Geschichte, den Glauben und die Brauchtümer ihres Stammes, blickte sein Sohn in die andere Richtung. Chakotay war fasziniert von Sternenflotten-Offizieren. Dabei bewunderte er weniger ihre eindrucksvollen Raumschiffe, Technologien und Uniformen. Vielmehr sah er in ihnen Verkörperungen und Symbole dafür, wie das Leben sein sollte: Es führte von der Gegenwart in die Zukunft – und nicht in die Vergangenheit. Chakotays Hunger nach Wissen und neuen Erkenntnissen war riesig; er war von anderen Lebensformen, von deren Kulturen und Eigenheiten fasziniert. Es gab so vieles dort draußen zu entdecken!

Hiromi Sulu war Mitte dreißig, ein geschmeidiger, gut aussehender Offizier, der mit den Mitgliedern seiner Crew genauso gelassen und souverän umging wie mit den ungewöhnlichen Kolonisten von Trebus. Mehrmals hatte er Chakotays Familie besucht und dabei Freundschaft mit ihm geschlossen. Kolopak hatte das registriert, und obwohl er nichts aktiv dagegen unternahm, hatte es ihm nicht gefallen.

Die erste Reaktion seines Vaters verriet tatsächlich solche Empfindungen: „Und das würde er tun, ohne es vorher mit mir zu besprechen?“, gab er empört von sich.

„Ich sagte ihm, er hätte Deine Zustimmung. Ich habe dafür gesorgt, dass er Dir nicht über den Weg läuft.“ Das stimmte. Es hatte Chakotay erhebliche Mühe bereitet, bei seinem Vater und Captain Sulu falsche Informationen zu streuen. Derlei Manipulationen erfüllten ihn mit Schuldgefühlen, aber jetzt gab es keinen Weg zurück mehr.

„Vermutlich hast Du Grund zu der Annahme, dass Du einen Platz an der Akademie bekommen wirst.“

Chakotay nickte. Er musste natürlich die Aufnahmeprüfung bestehen, und das würde hart werden. Aber er war überzeugt, dass sein unbedingter Wille, es Captain Sulus strahlendem Vorbild gleichzutun, ihm bei all den Herausforderungen helfen würde, die auf ihn zukamen.

Kolopak rang mit seinem Schock. Er seufzte unüberhörbar. „Nun ja... Du warst niemals ein eifriger Verfechter unserer Stammestraditionen. Du hast Dich *immer* für andere Völker interessiert, und aus diesem Grund habe ich Dir auch erlaubt, darüber zu lesen. Weil ich glaube, dass Unwissenheit unser größter Feind ist. Aber den Stamm gleich zu *verlassen*...“

„Unser Stamm lebt in der Vergangenheit – in einer Vergangenheit voller Fantasien und Mythen.“

Chakotays Worte taten ihm sichtlich weh. „Diese sogenannte Vergangenheit ist aber unsere Gegenwart, und sie ist ein Teil von Dir, egal wie sehr Du Dich gegen sie sträubst. Wir sind alle Teil eines großen Kreislaufs, einer unendlichen Geschichte.“

„Andere Stämme haben gelernt, das 24. Jahrhundert zu akzeptieren. Warum unserer nicht?“

Kolopaks Stimme klang schärfer, als er sagte: „Es steht einem fünfzehnjährigen Knaben nicht zu, die Entscheidungen seines Volkes in Frage zu stellen.“

„Ich weiß.“ Chakotay hatte nur darauf gewartet, dass sein Vater so etwas sagte. „Und genau deshalb muss ich den Stamm verlassen.“

Kolopaks dunkle Augen füllten sich mit einem brennenden Kummer. „Du wirst *niemals* zu diesem anderen Leben gehören, und wenn Du gehst, auch zu diesem

nicht mehr. Du wirst zwischen zwei Welten gefangen sein, auf alle Zeit zur Unfreiheit verdammt.“

Chakotay stemmte sich gegen diese Worte. Erst Tage und Wochen später, als seine Abreise nahte, gestand er sich ein, dass sie eine Wahrheit enthielten, die ihn frösteln ließ wie ein eisiger Wind. Trotzdem konnte er nicht anders. Chakotay, Nachfahre des Kautschukbaumvolkes, wollte seinen Wurzeln entsteigen und sich der Zukunft zuwenden.



2345

Trebus

Ein halbes Jahr später, kurz nach seinem sechzehnten Geburtstag, stand er auf einer grasigen Ebene seiner Heimatwelt, neben sich eine Tasche mit Habseligkeiten. Vater und Mutter standen vor ihm. In wenigen Minuten sollte er an Bord von Captain Sulus Schiff gebeamt werden, das ihn zu Sternenbasis 26 bringen würde, von wo aus ihn ein Passagierschiff zur Erde brachte.

Der kalte Morgen schien den Bewohnern Folgendes mitteilen zu wollen: Zwar war der Sommer gerade erst zu Ende gegangen, aber es dauerte nicht mehr lange, bis der Winter begann. Chakotay hatte immer Gefallen an dieser Frische gefunden, die ihn mit Tatkraft erfüllte. Vielleicht ging dieses Empfinden auf die genetische Erinnerung der Kautschukbaummenschen an eine Zeit zurück, als Vorräte für die ertraglosen Monate des Winters angelegt werden mussten.

„Hier, Brüderchen...“, sagte seine zwei Jahre jüngere Schwester Sekaya und reichte ihm ein kleines, kunstvoll verpacktes Geschenk. „Das ist für Dich. Ist nur eine Klei-

nigkeit. Aber nicht öffnen, bevor Du die Erde erreicht hast, verstanden?“

Chakotay grinste. „Verstanden, Schwesterchen. Danke.“ Er schlang den Arm um sie.

„Bitte lass von Dir hören.“, sagte seine Mutter. Ihre Augen waren geschwollen; wahrscheinlich hatte sie die halbe Nacht lang geweint. Reue und Verlegenheit rangen in Chakotay miteinander.

„Wenn Ihr ein Kommunikationssystem nach Sternenflotten-Standard installieren würdest, könnten wir direkt miteinander sprechen.“, erwiderte er, was bei seinem Vater ein ablehnendes Brummen bewirkte. Er hätte es wissen sollten – auf dieser Welt gab es keinen Platz für moderne Technik. Es war eine Erinnerung und eine Bestätigung, warum er ging.

Chakotay schlang die Arme um seine Mutter, die versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie wusste, welche Wirkung sie auf ihn gehabt hätten. „Ich schicke Euch viele Nachrichten.“, versprach er. „Ich halte Euch über alles auf dem Laufenden.“ Seine Mutter klopfte ihm unsicher auf den Rücken, strich über seinen Nacken und küsste ihn auf die Stirn.

Dann wandte Chakotay sich seinem Vater zu. Diesen Moment hatte er gefürchtet, und gleichzeitig fühlte er sich durch ihn bestätigt. Er hatte seine Wahl getroffen

und stand zu ihr. Er wollte den Weg seines Lebens selbst bestimmen, ohne die Fesseln der Vergangenheit, um all das zu erforschen, was die Zeit, in der er lebte, für ihn bereithielt.

In den Augen seines Vaters sah er Schmerz. Er glaubte auch, einen Anflug von Verbitterung zu sehen. Kolopak umarmte ihn, aber es war eine Geste ohne Wärme. Chakotay versuchte zu sprechen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken, und er verfluchte seine viel zu starken Emotionen. Wie ein Mann hatte er vor seinem Vater stehen wollen, aber jetzt schnürten ihm die Gefühle die Kehle zu und verrieten ihn als Sohn.

Nach einem Moment teilten sich Kolopaks Lippen. „Wer wäre ich, dass ich Dir nicht das Beste wünschen würde? Und doch... Du wirst keinen Frieden finden.“

Da überkam Chakotay plötzlich ein namenloser Zorn. „Doch, das werde ich!“, fuhr er seinen Vater an. „Und ich werde mehr Frieden haben als Du ihn jemals hattest!“ Er wick zurück und klopfte auf das KOM-Gerät, das Captain Sulu ihm gegeben hatte. „Chakotay an *U.S.S. Hathaway*. Ich bin bereit zum Beamen.“

Als sich Trebus um ihn herum auflöste, war es nur der Ausdruck im Gesicht seines Vaters, der ihn begleitete.



KAPITEL 9

2351

U.S.S. Atlas

Sechs Jahre später stand Chakotay an seiner Achterstation im Herzen einer ansehnlichen, wenn auch nicht imposanten Kommandozentrale, in der es ruhig und geordnet zuging. Er war Fähnrich an Bord der *U.S.S. Atlas*, kommandiert von Captain Ricardo Lopez, eines hochgewachsenen Mannes mit glattem, fast faltenfreiem Gesicht und ausdrucksstarken Augen, in denen Intelligenz und Schläue leuchteten. Chakotay kannte ihn noch nicht allzu lange, doch schien er zu jener Sorte von Männern zu gehören, die die Gesellschaft und Kameradschaft anderer Männer bevorzugten. Lopez war verheiratet, hatte zwei Söhne, und alles deutete darauf hin, dass er seine Frau über alle Maßen verehrte. Aber den meisten Frauen an Bord seines Schiffs begegnete er mit sonderbarer Galanterie, die darauf hinwies, dass er sich in ihrer Nähe nicht sehr behaglich fühlte.

Zu seinem Glück konnte Chakotay nicht nur von sich behaupten, dasselbe Geschlecht mit Maxwell zu teilen: Von seinem ersten Tag an auf der *Atlas* hatte er den Segen des Befehlshabers gefunden – eine dankbare Fügung der Dinge, wodurch es ihm vielleicht vergönnt sein würde, schneller als andere in der Kommandohierarchie aufzusteigen. Vorausgesetzt natürlich, es gelang ihm auch künftig, Lopez nicht zu enttäuschen.

Gegenwärtig übte er den Posten eines Offiziers für besondere Aufgaben aus; er schob Hintergrunddienst an verschiedenen Stationen während unterschiedlicher Schichten. Die Stelle an sich war zwar weniger prestigeträchtig, da er in der geschäftigen Praxis auf der *Atlas* oftmals zur Verschiebemaschine und zum Anlaufpunkt für ungeliebte Jobs wurde, sie erlaubte ihm jedoch auch, eine Menge Erfahrung zu sammeln. Lopez, so nahm er an, wollte ihn wohl testen: Wenn er die anfallenden Pflichten sauber und ohne zu murren erfüllte, würde früher oder später etwas für ihn dabei herauspringen.

Chakotays Blick kehrte zu seinen Displays zurück, als plötzlich die Detektoren mit leisem Zirpen anschlugen. „Sir, die Sensoren erfassen ein nicht identifiziertes Raumschiff, eins Komma sechs Lichtjahre entfernt.“, meldete er. „Es nähert sich auf einem Abfangkurs.“

Lopez drehte sich in seinem Kommandostuhl halb um. „Enthalten die Datenbanken einen Hinweis?“, fragte er interessiert. Seit einem Monat kartografierten sie einen

abgelegenen Sektor im Alpha-Quadranten, und angesichts der Langeweile, die aufgekommen war, schien nahezu jede Abwechslung willkommen.

„Es könnten Cardassianer sein,“, sagte Winston Balm-
ler, der Wissenschaftsoffizier der *Atlas*, und schaute auf
seine Anzeigen. „Sie scannen uns ebenfalls.“

„Cardassianer? In diesem Teil des Raums?“ Lopez blin-
zelte verwirrt. „Legen Sie mir das Schiff auf den Schirm,
sobald es in visuelle Reichweite gelangt.“

Chakotay dachte daran, wie ein ähnlicher Dialog ver-
mutlich auch an Bord des unbekannten Raumers statt-
fand. Beide Schiffe führten Sensorsondierungen durch
und versuchten, vor dem eigentlichen Kontakt so viele
Informationen wie möglich zu sammeln. Die Anspannung
in ihm wuchs. Wenn es wirklich Cardassianer waren...
Man musste sich vor ihnen vorsehen. Seit ein paar Jah-
ren machten sie der Föderation Ärger. Sie waren unbe-
rechenbar und aggressiv.

„Da ist es, Captain.“, räusperte Chakotay sich und ver-
suchte, die Nervosität aus seiner Stimme zu verbannen.
Ein vages Bild erschien auf dem großen Projektionsfeld
im vorderen Teil der Kommandozentrale; ein Schemen,
der sich fast zwischen den Sternen verlor.

„Vergrößern.“, ordnete Lopez an.

Chakotays Finger glitten über ein Schaltelement, und das Bild auf dem Schirm gewann deutlichere Konturen, zeigte nun ein großes, dreigeteiltes Kriegsschiff mit eindrucksvollen Waffensystemen. Von seiner Form und Farbe her erinnerte es vage an einen Molukkenkrebs.

„Sie rufen uns.“ Die Stimme Ibrahim Rachimovs, seines Zeichens Kommunikationsoffizier.

„Na, dann bin ich ja mal gespannt...“ Der Captain erhob sich aus seinem Stuhl und strich seine Uniform glatt. Erst vor ein paar Wochen trug die Crew die neuen Modelle. „Stellen Sie durch.“

Ein externer KOM-Kanal wurde geöffnet. Plötzlich blickte ein Cardassianer vom Hauptschirm: groß und langgliedrig, mit dicken Knorpelsträngen, die am breiten Hals empor führten und bis zur Stirn reichten. Die schwarzen Augen glänzten wie Obsidian.

„Nennen Sie Ihre Absichten, Föderationsschiff.“, sagte der Mann, ohne einen Gruß vorabzuschicken.

„Ich bin Captain Ricardo Lopez vom Sternenflotten-Kreuzer *Atlas*.“, erwiderte der Kommandant, keineswegs bereit, sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Chakotay bewunderte ihn für diese Gemütsverfassung. „Wir kartografieren diesen Sektor für unsere astrographischen Datenbanken.“

„Ach ja? Während Sie das tun, sind Sie dem cardassianischen Hoheitsgebiet jedenfalls gefährlich nahe.“ Der Mann, der offenbar nicht bereit war, seinen Namen zu nennen, schmähte den Blick. „Ich sende Ihnen die Koordinaten der Grenzen und rate Ihnen dringend, sie zu respektieren.“

„Sir, den Daten zufolge, die hier gerade ‘reinkommen...‘“ Balmier drohte sich zu verschlucken. „Also, es scheint, als wären wir fünfhunderttausend Kilometer vor der Demarkationslinie zur Cardassianischen Union.“

Der Captain runzelte die Stirn und sah wieder zum Schirm. „Wir wissen ganz genau, auf welches Raumgebiet die Cardassianische Union Anspruch hat. Es kam zu einigen Begegnungen zwischen Ihren Schiffen und unseren; vermutlich wird da bei Ihnen etwas klingeln. Nehmen Sie es mir nicht krumm, aber Ihren Daten nach zu urteilen, ist das cardassianische Territorium im Verlauf des letzten Monats erheblich gewachsen.“

Die Ironie in Lopez’ Stimme stachelte den Cardassianer an. „Stellen Sie unsere Ansprüche in Frage?“

„Sagen wir, ich versuche, sie zu verstehen. Unseren Karten zufolge verläuft die letzte gemeldete Grenze etwa drei Lichtjahre von hier entfernt.“

„Die *neuen* Daten sind korrekt.“, beharrte der Cardassianer.

„Weiß der Föderationsrat davon?“

Das Gesicht des Cardassianers verwandelte sich in eine abfällige Grimasse. „Es ist nicht unsere Pflicht, dem Föderationsrat Meldung zu erstatten. Wir sind autonom und lassen uns von Fremden nichts vorschreiben.“

„Es ging mir lediglich darum, ein wenig Kooperationsbereitschaft anzuregen.“, erwiderte Lopez gelassen. „Wenn wir in KOM-Verbindung bleiben und miteinander sprechen, sinkt die Gefahr unangenehmer Missverständnisse.“

Der reptilienhafte Cardassianer kniff die Augen zusammen. „Drohen Sie mir, Föderationscaptain?“

Die Sensoranzeigen wiesen Chakotay darauf hin, dass das energetische Niveau in den cardassianischen Spiralwellen-Disruptoren gefährlich anstieg. Er schaute zu Lopez, der die Kampfbereitschaft der Cardassianer ebenfalls bemerkte, aber nicht darauf reagierte.

„Ganz und gar nicht. Ich bemühe mich nur, mit Ihnen zu kommunizieren. Denn das ist es, wovon wir überzeugt sind: vom Wert eines offenen Gesprächs.“

Der Außerirdische lachte falsch. „Wenn Sie solchen Wert auf Kommunikation legen, teile ich Ihnen Folgendes mit: Es wäre besser für Sie, das cardassianische Territorium sofort zu verlassen.“

Chakotay und sein Captain wechselten einen raschen Blick. Offenbar hatte sich der Verlauf der cardassianischen Grenzen soeben erneut geändert.

„Lassen Sie mich raten: Wir halten uns gegenwärtig dummerweise *in* cardassianischem Gebiet auf.“

„Ganz genau. Sehen Sie selbst.“

Neue Daten wurden übermittelt und deuteten darauf hin, dass sich die *Atlas* ein ganzes Stück hinter der Demarkationslinie befand.

Chakotay spürte, wie Wut in ihm Überhand nahm. Der Cardassianer legte es ganz offensichtlich darauf an, zu provozieren. Glaubte er vielleicht, dass sie sich einfach so einschüchtern ließen und wie ein getretener Hund das Weite suchten?

Da sich der taktische Offizier derzeit im Maschinenraum aufhielt und seine Station deshalb unbesetzt war, wechselte Chakotay unaufgefordert dort hin. Er zögerte nicht und legte die Torpedo-Katapulte unter Energie, ebenso die Phaser, fest davon überzeugt, dass sein Captain ihm jeden Augenblick eine entsprechende Anweisung erteilte.

„Was zum... *Deaktivieren! Sofort!*“, rief Lopez und fügte diesem einen Wort einen finsternen Blick hinzu. Widerstrebend kam Chakotay der Aufforderung nach.

Der Cardassianer amüsierte sich köstlich über den Sternenflotten-Kommandanten, der seinen übereifrigen Offizier zurückpiff, welcher zudem von einigen seiner Kameraden perplex angestarrt wurde. „Eine kluge Entscheidung, Captain.“, schnurrte er. „Es ist viel besser, wenn Sie jetzt Ihr Triebwerk aktivieren und zum Föderationsrat zurückfliegen, um ihn über einige Neuigkeiten zu informieren. Immerhin wollen Ihre cardassianischen Nachbarn doch nicht, dass es weiterhin zu solchen unglücklichen Missverständnissen kommt...von Ihrer Seite.“

Lopez stieß ein leises Ächzen hervor. „Ich hoffe, Ihre Regierung nimmt eines Tages offizielle diplomatische Beziehungen mit der Föderation auf. Auf diese Weise ließen sich bedauerliche Zwischenfälle dieser Art vermeiden.“

„Das Einzige, was an diesem Zwischenfall bedauerlich ist, ist Ihre Unfähigkeit, einer kommenden Großmacht im Alpha-Quadranten den gebührenden Platz einzuräumen.“, grollte der Alien und gefiel sich dabei selbst.

Beschwichtigend hob Lopez die Hände. „Hören Sie, uns liegt nichts an einem Konflikt mit Ihnen, und deshalb ziehen wir uns als Geste des guten Willens zurück. Aber wir wissen beide, dass die Karten in unserer *Datenbank* die richtigen sind, und unsere Regierung wird von dieser Sache benachrichtigt, seien Sie versichert.“

Der Cardassianer lächelte freudlos und drohend. „Tun Sie, was Sie nicht lassen können, Captain. Und geben Sie darauf Acht, dass Sie sich in Zukunft niemand anderes zum Feind machen.“

Die Verbindung wurde unterbrochen. Der Hauptschirm bot den cardassianischen Kreuzer dar, dessen Waffenbatterien weiterhin aktiviert waren.

„Steuermann, bringen Sie uns weg von hier. Kurs fünf-drei-sechs-Punkt-neun, Warp zwei.“

„Aye, Captain.“

Lopez fuhr herum und deutete zur Tür, die in seinen Bereitschaftsraum führte.

Als beide Männer sich im kleinen Büro gegenüberstanden, konnte Chakotay sich nicht mehr länger zurückhalten. „Wir hätten uns nicht so herumkommandieren lassen sollen.“, stieß er hervor.

„Haben Sie vielleicht ein Problem mit meinem Kommandostil, Fähnrich?“

Der Jüngere knirschte mit den Zähnen und wandte sich kurz zu den im Fenster vorbeirauschenden Sternen. „Nein, Captain, natürlich nicht. Es ist nur... Diese verdammten Cardassianer. Jemand muss Ihnen doch eine Grenze zeigen, sonst werden sie ewig so weitermachen. Sie reagieren nur auf Stärke.“

„Wahrscheinlich ist das so.“, pflichtete Lopez bei. „Und vermutlich wird es eines Tages nötig sein, dass wir ihnen entschlossener die Stirn bieten. Aber dieser Tag ist nicht heute.“

„Warum nicht?“ Chakotay ließ es drauf ankommen. „Wir sind ebenso gut bewaffnet wie sie. Sie hätten es nicht gewagt, uns anzugreifen, wenn wir eine Drohkulisse aufgebaut hätten. Wenn sie hingegen Schwäche wittern, dann –...“

Lopez fiel ihm ins Wort: „Sie sind frisch von der Akademie, ein Greenhorn, Chakotay, und dafür pokern Sie verdammt hoch.“

„Vielleicht, Captain. Wenn das so ist, tut es mir Leid.“

Lopez richtete einen verständnisvollen Blick auf ihn, der zusehends an Strenge verlor. „Vielleicht *wären* wir dazu imstande gewesen, es ihnen nicht ganz so leicht zu machen. Aber zu welchem Zweck? Wir sind mit einer Kartografierungsmission beauftragt, nicht damit, Zwischenfälle mit möglicherweise ernststen Konsequenzen vom Zaun zu brechen. Und um Ihnen das Wichtigste nicht vorzuenthalten...“ Der Captain rollte die Augen, während er einen neuen Gedanken knüpfte. „Wissen Sie, wenn ich in meiner Zeit an der Akademie einen entscheidenden Satz gelernt habe, dann war es dieser: Fange niemals einen Streit an, aber beende ihn stets. Be-

sonnenheit ist eine Tugend, und wir *wollen* besonnen sein.“

Chakotay suchte einen Moment lang nach neuen Argumenten. „Uns trifft nicht die geringste Schuld.“, trug er vor. „Die *Cardassianer* waren es, die ihren Grenzverlauf einfach so veränderten.“

„Auf solche Feinheiten achtet kaum jemand mehr, wenn die Waffen erst einmal sprechen.“ Lopez nickte ihm verständnisvoll zu. „Als ich in Ihrem Alter war, habe ich ebenso empfunden. Damals waren es nicht die *Cardassianer*, sondern andere Spezies, die uns zur Weißglut trieben.“

„Sir, bei allem nötigen Respekt: Die *Cardassianer sind* nicht wie andere Völker.“

Lopez ging nicht darauf ein. „Sie werden dazulernen, Fähnrich – und die *Cardassianer* hoffentlich auch. Bis es soweit ist, werde ich allerdings Acht geben, auf welche Knöpfe Sie versehentlich drücken. Wegtreten.“ Chakotay verließ das Büro und kehrte auf die Brücke zurück.

„Hey, wie ist es da drin gelaufen?“ Ibrachim Rachimov stand vor seiner Konsole und blickte ihn aus neugierigen Augen an. Chakotay mochte ihn; beide Männer waren auf derselben Wellenlänge und schnell Freunde geworden.

„Warnschuss vor den Bug.“, brachte er gedämpft hervor. „Aber der Phaserstoß war ziemlich väterlich, würd' ich sagen.“

Rachimov deutete auf die Tür zum Bereitschaftsraum, aus dem Lopez noch nicht wieder auf die Brücke zurückgekehrt war. „Du hast bei ihm ein paar Steine im Brett. Das wird Dir noch so manches Mal den Hintern retten.“

„Kann sein.“ Er wollte keine Sonderbehandlung.

„Chakotay?“ Rachimov zögerte. „Jetzt im Ernst: Das war verdammt gefährlich. Wieso hast Du die Waffen ohne seinen Befehl aktiviert?“

„Die Frage kannst Du Dir sparen.“ Der Fähnrich bleckte die Zähne. „Ich wünschte, sie hätten das Feuer eröffnet. Denn das wird früher oder später sowieso passieren, und nenn mir einen Grund, warum wir noch länger darauf warten sollen?“

Rachimov seufzte. „Ich sag's Dir: Weil wir nicht sie sind.“

Langfristig konnte die Sternenflotte nicht bei ihrer vernünftigen Politik bleiben. Immer wieder sorgten cardas-

sianische Schiffe für Provokationen am Rand des Föderationsraums. Es handelte sich um den absichtlichen und gut organisierten Versuch, Vergeltungsschläge herauszufordern. Da es die Cardassianer dabei nicht immer mit disziplinierten Sternenflotten-Offizieren, sondern zivilen Kolonisten zu tun bekamen, erreichten sie ihre Ziele.

Aus Meinungsverschiedenheiten wurden Auseinandersetzungen, und diese führten zu Scharmützeln, die in offene Kämpfe und Schlachten umschlugen. Auf die Eskalationen im Grenzgebiet folgte jedoch nie eine offizielle Kriegserklärung der beiden Seiten. Überall dort, wo die Territorien von Föderation und Cardassianischer Union aneinanderstießen, entstanden brandgefährliche Krisenherde, bis der Sternenflotte schließlich nichts anderes mehr übrig blieb, als militärisch zu intervenieren.

Während dieser Zeit fand Chakotays Versetzung zur *U.S.S. Gage* statt, die im Föderationssektor 21749 patrouillierte. Dabei lernte er den Krieg kennen. Er kämpfte im All gegen die Cardassianer. Er kämpfte auf der Oberfläche von Planeten gegen sie, manchmal Mann gegen Mann. Er erlebte Momente des Entsetzens und des Triumphes, Augenblicke unvorstellbarer Grausamkeit und ehrenvoller Selbstaufopferung. Er stellte fest, dass man Leben mit der gleichen Leidenschaftslosigkeit auslöschen konnte, mit der man sich die Nase putzte, auch wenn sich dadurch ein wichtiger Teil des eigenen Selbst für immer veränderte.

Es sollte noch viele Jahre dauern, bis die Auseinandersetzungen zwischen der Föderation und Cardassia zur Ruhe kamen, nachdem es Hunderttausende von Toten gegeben hatte. Zu Beginn der 2360er Jahre hatte sich das cardassianische Reich in seiner Gier nach Eroberung und Macht endgültig übernommen und litt unter Dekolonisierungserscheinungen, wie der eskalierende Widerstand der indigenen Bevölkerung auf Bajor mit am deutlichsten zeigte. Man konnte sich den Konflikt mit der Föderation schlicht nicht länger leisten und begann notgedrungen den Ausgleich zu suchen. Zu Beginn des Jahres 2366 setzten die offiziellen Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen ein. Ein Jahr später stand ein provisorischer Vertrag, an den weitere Verhandlungen angeschlossen wurden.

Das fragwürdige Ergebnis dieser Gespräche bestand zum einen in einer Neuordnung und Begradigung der umstrittenen und stark zerrütteten Grenzen. So entstand die paradoxe Situation, dass Welten, die bislang im Territorium der Föderation lagen, sich plötzlich auf der cardassianischen Seite wiederfanden und umgekehrt. Zum zweiten wurde die Einrichtung einer Entmilitarisierten Zone (EMZ) vereinbart, eines neutralen Puffergürtels, in dem keinerlei militärische Präsenz geduldet werden sollte. Noch war für die Politiker beider Seiten nicht absehbar, dass die Verkettung dieser beiden Faktoren zu einem neuen Pulverfass führen würde.

Während die Aushandlung weiterer Bestandteile des neuen Friedens (unter anderem Rüstungsbegrenzungen) fortgesetzt wurde, unterzeichneten die Föderation und Cardassia ab Anfang 2368 erste Teilverträge über bestimmte Regionen, in denen man sich auf eine Grenzkorrektur verständigt hatte. Welten wie Trebus und Nivoch gehörten zu den ersten, die von den Auswirkungen der Neuordnung erfasst wurden. Hingegen wurde Vergleichbares für Planeten wie Dorvan V, die in einem anderen Sektor lagen, erst Jahre später entschieden. Erst um 2369 – befeuert durch die von der Föderation lange geforderte Entlassung Bajors in die Unabhängigkeit und den Abzug aller cardassianischen Truppen aus dem bajo-ranischen Sektor – rückte ein Gesamtvertragswerk über die künftige Friedensordnung zwischen Föderation und Cardassia in greifbare Nähe, das eine Vielzahl von Teilverträgen zusammenführte.

Bereits ab 2368 galt für bestimmte Grenzgebiete, für die Teilverträge abgeschlossen worden waren, eine Übergangsphase. Da von den Regierungen festgelegt worden war, dass der letztendliche Gesamtvertrag bis 2370 fertig verhandelt sein und offiziell in Kraft treten sollte, begannen in einzelnen Abschnitten des Grenzverlaufs schon ab Sternzeit 45122 die Vorbereitungen für die Realisierung der politischen Übereinkunft. Jede Seite erhielt in ihrem Teil der schrittweise gebildeten EMZ entsprechende Durchgriffsrechte, und es wurden Attachés von der Sternenflotte und dem cardassianischen

Militär ernannt, die die Vorgaben des Friedensvertrags umsetzen sollten.

Im Gegensatz zur rigide geführten cardassianischen Kolonialpolitik, die für einen direkten Abzug fast aller ihrer Siedler sorgte, konnte die Föderation trotz wiederholter Aufforderung und eines Umsiedlungsangebots auf ‚ähnliche‘ Welten einige Millionen Kolonisten auf mehr als fünfundzwanzig Planeten im cardassianischen Teil der EMZ nicht dazu bringen, ihre Heimat aufzugeben.

Andere Leute hätten sich vielleicht gebeugt, doch auf den fruchtbaren Welten in der EMZ lebten selbstständige, hartnäckige und idealistisch denkende Personen, die lange nach ihrer neuen Heimstätte gesucht hatten und nicht bereit waren, sie wieder zu verlassen. Unter ihnen befand sich auch Chakotays Volk, das jahrelang umhergereist war, bis es jenen Planeten gefunden hatte, mit dem es in spiritueller Hinsicht eins werden konnte. Die Kolonisten beschlossen, auf ihren Welten zu bleiben, auch wenn die Sternenflotte wiederholt darauf hinwies, dass sie künftig cardassianischer Rechtsprechung unterliegen und ihnen durch die Föderation kein Schutz vor Angriffen geboten werden könne.

Obwohl die Union einwilligte, Föderationssiedler, die auf den ihr zugesprochenen Planeten verbleiben wollten, zu tolerieren, war die Realität eine andere. Bereits ab Frühjahr 2368 setzte das cardassianische Militär auf rabiate Mittel und Methoden, um die unerwünschten

Föderationsbürger, die sich nun in ihrem Gebiet aufhielten, einzuschüchtern und, wo immer möglich, zu vertreiben. Es kam zu ersten gewaltsamen Übergriffen – oft im Schutze der Nacht und mit ver mummten Soldaten ausgeführt –, die bald schon Opfer forderten.

Eines der ersten Opfer war Kolopak.

Die Ermordung seines Vaters war für Chakotay ein Erweckungserlebnis. Hatte er vorher noch die Distanz von seinem Volk gesucht und es für seine altmodische Lebensweise verurteilt, begann er auf einmal zu erkennen, dass sein Vater Recht gehabt hatte: Er *konnte* sich nicht entziehen. Das waren seine Leute, sein Blut, seine Identität. Er konnte all das leugnen, aber es änderte nichts an der Wahrheit. Er war mit diesen Personen, die er dereinst zurückließ, um zur Sternenflotte zu gehen, verbunden. Und wenn er sich nicht schützend vor sie stellte, würden die Cardassianer sie zermalmten...



KAPITEL 10

17. Februar 2368

Trebus

Trebus. Er war seit mindestens acht Jahren nicht mehr hier gewesen. Zwar hatte er sich bemüht, den Kontakt mit seiner Mutter aufrechtzuerhalten, doch angesichts der vielen Missionen, auf denen er quer durch beide Quadranten geschickt worden war, war das ein überambitioniertes Ziel gewesen. Wenigstens mit seiner Schwester Sekaya hatte er sich hin und wieder persönlich treffen können, während sie der Erde oder einem anderen Planeten einen Besuch abstattete.

Doch die würzige, unberührte Luft dieser Welt einzuatmen, er hatte beinahe vergessen, wie sich das anfühlte. Irgendein Teil von ihm musste zugeben, dass er es vermisst hatte. Nach so langer Zeit wieder hier zu sein, weckte ein Empfinden der Heimkehr in ihm. Wie oft hatte er auf diese Welt und sein eigenwilliges, traditions-

liebendes Volk geschimpft? Wie oft hatte er sich geschworen, dass er weggehen und niemals wieder einen Fuß auf diese Erde setzen würde? Und nun, ausgerechnet jetzt, da er zurückgekehrt war, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, regten sich sentimentale Gefühle in Bezug auf Trebus in ihm. Chakotay durchlebte ein Wechselbad der Empfindungen. Es war, als hätte er diese Welt erst schätzen und lieben lernen können, indem er ihr den Rücken kehrte.

Er war mit Kolopak im Streit auseinandergegangen, und sie hatten sich seitdem kaum noch ein Wort zu sagen gehabt. Über die Jahre hatte er sich daran gewöhnt, seinen traditionsvernarrten Vater für alles zu verurteilen, was ihn ausmachte. Aber nie hatte er damit gerechnet, dass der große Kolopak einmal sterben würde. Auch nach seinem Weggang war er wie ein überlebensgroßer Geist gewesen, der ihn ständig begleitet, ihm auf der Schulter gesessen und anklagende Worte gegen ihn gerichtet hatte.

Die Erkenntnis, dass dieser Geist nun nicht mehr da war, veränderte alles. Mit dieser Möglichkeit hatte er sich nie beschäftigt, es war ihm gar nicht erst in den Sinn gekommen. Menschen konnten sterben, andere Lebewesen, aber nicht Kolopak. Doch auch sein Vater war am Ende nur ein Mann aus Fleisch und Blut gewesen, und dieser Mann war in einem Akt der Selbstaufopferung getötet worden, um zu verhindern, dass Cardassianer

sich an den Frauen und Kindern seines Stammes vergingen.

Chakotay hatte vor zwei Tagen von seinem Tod erfahren. Er hatte sich von seinem Captain freistellen lassen und war mit einem Shuttle von seinem Schiff, der *U.S.S. Andromeda*, hergekommen. Vor einer halben Stunde war er gelandet. Er hatte die Fähre absichtlich ein ganzes Stück abseits der Siedlung geparkt – nicht nur, weil er so wenig Aufsehen wie möglich erregen wollte (und ein Sternenflotten-Shuttle auf einer Welt, die Technologie so weit wie möglich verbannte, rief Aufsehen hervor), sondern auch weil er ein Stück zu Fuß hatte gehen wollen. Er wusste nicht, warum, aber es tat ihm gut, durch die saftigen Wiesen und Felder von Trebus zu laufen, ehe Gray Horse in Sichtweite kam.

Gray Horse lag auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, umgeben von den steilen Schluchten des Gray Horse Creek. Die Landstraße führte nah an den Hügel heran, aber um zur eigentlichen Stadt zu gelangen, musste man einen kleinen Pfad emporsteigen. Auf einer Ebene im Westen standen große Windräder, die der Stadt Strom lieferten und sogar oft so viel davon produzierten, dass ein Teil davon an umliegende Siedlungen weiterverkauft werden konnte. Im Großen und Ganzen sah die Stadt nicht nach viel aus: ein Fleckchen auf einem stoppeligen Hügel, der vor langer Zeit zur neuen Herzkammer der Kautschukbaummenschen auserkoren worden war.

So viel Leid hatte dieser Stamm erfahren, wie viele andere Indianerstämme auch. Konnte es da Zufall sein, dass Gray Horse wie eine Burg auf einem Hügel lag, der nur wenige natürliche Zugänge besaß, dafür aber ein wunderbar freies Schussfeld und reichlich frisches Trinkwasser bot? Ohne diesen Hügel und die mit Transportblockierern verminten Stadt darauf wären die Siedler schon längst nicht mehr auf Trebus...oder sie wären alle tot.

Während die Sonne sank, stieg Chakotay den steilen Pfad hinauf, der zur eigentlichen Stadt führte. Er überholte Familien, die Zelte, Ausrüstung und Kinder den Pfad hochschleppten. Die Gesichter, die er im Vorbeigehen sah, kamen ihm nur flüchtig vertraut vor. Es waren so viele Jahre vergangen, dass er beinahe ein Fremder geworden war. Und doch war das Zugehörigkeitsgefühl heute ausgeprägter denn je zuvor, seit er sich vor nunmehr dreiundzwanzig Jahren entschloss, sich von seiner Geburtswelt abzuwenden.

Auf dem Plateau konnte er durch die Bäume ein großes Lagerfeuer erkennen, dessen Flammen munter am dunklen Abendhimmel leckten. Die Feuerstelle befand sich in der Mitte einer rechteckigen Lichtung mit langen, aus halbierten Baumstämmen bestehenden Bänken auf jeder Seite. Funken sprangen zu den ersten aufflackernden Sternen hinauf. Eine kalte, klare Nacht kündigte sich an. Zusammengedrängt zu kleinen Gruppen, standen Hun-

derte von Leuten auf dem großen Platz herum – erschöpft und verängstigt sahen sie aus. Denn immerhin war Kolopak, einer ihrer wichtigsten Anführer, gestorben, auch wenn er mit seinem Opfer den Rest seines Stammes geschützt hatte. Doch es war nur eine Frage der Zeit, bis die Cardassianer zurückkommen würden. Zurzeit trauten sie sich offenbar noch nicht, allzu große, offene Razzien und Übergriffe durchzuführen. Das würde sich ändern.

Chakotay fand Sekaya und seine Mutter in der ersten Reihe am Feuer vor. Sie hatten Tränen in den Augen. Schweigend nahm er sie in den Arm und wusste nicht recht, was er sagen sollte. Gemeinsam beobachteten sie, wie die Flammen von mehreren Männern weiter geschürt wurden, bis ein großes, knisterndes Feuer die rapide hereinbrechende Nacht erhellte. Dann fand seine Mutter ihre Stimme: „In seinem letzten Moment hat er etwas gesagt. Du warst nicht da, aber es war an Dich gerichtet.“

„An mich?“, fragte Chakotay verwundert. „Was hat er gesagt?“

„Er sagte... ‚Du darfst nicht zulassen, Chakotay, dass uns Trebus weggenommen wird...‘ “

Seine Mutter rang mit ihrer Trauer, und kurz darauf verlor sie diesen Kampf. Chakotay legte den Arm um sie und versuchte zu begreifen, was sie ihm soeben offen-

bart hatte. Wenige Minuten später nahm die Zeremonie ihren Lauf. Es gab eine Ansprache des Stammesältesten. Die gesalbten und aufgebahrten Körper von Kolopak und drei anderen Männern, die während des Übergriffs getötet worden waren, wurden dem Feuer übergeben.

Das Holz war vorher getränkt worden. Die Flammen setzten sofort auf die mit Tüchern umwickelten Körper über. Als die Flammen die Leichname einhüllten, schienen diese beinahe leise zu seufzen. Einen Moment stieg silberweißer Rauch auf. Chakotay wollte gerne glauben, dass die Seele der Toten befreit worden war, so wie es die Kautschukbaummenschen glaubten, und erlöst von aller Pein des weltlichen Daseins, in die sternenklare Nacht aufstiegen, um ein Teil des großen Himmelskanus zu werden, behütet vom Großen Manitu in seinen Ewigen Jagdgründen. Erst jetzt merkte Chakotay, dass auch ihm Tränen in den Augen standen, dass er voller Trauer war. Einen Augenblick glaubte er durch den Schleier seiner Tränen das Gesicht Kolopaks in den Flammenschatten zu sehen. Es gab kein Anzeichen mehr dafür, dass er länger wütend oder enttäuscht war. Nein, das Gesicht lächelte ihn gutmütig und wohlwollend an.

Die Zeremonie endete irgendwie. Während des Rituals der Verbrennung hatten die Kolonisten sich an etwas Bewährtem festgehalten, aber sobald es abgeschlossen war, trat offensichtlich zutage, dass niemand wusste, wie es jetzt weitergehen sollte. Kolopak war ihre geistige

Leitfigur gewesen, und nun, da er nicht mehr hier war, um Führung zu vermitteln, stand für die Zukunft das Schlimmste zu befürchten. Chakotay blickte in die Gesichter seines Volkes und fand diese vor Trauer, Furcht, Hilflosigkeit, Wut und drohender Verzweiflung verzerrt vor.

In seinem Innern spürte er, wie ein mächtiges Gefühl sich ausbreitete und ihn neu belebte. Am Anfang hatte er noch Zweifel, doch sie verflüchtigten sich rasch. Wie eine Welle schob ihn das Gefühl an, und ehe er sich versah, trat er ins Zentrum der Versammlung. Es war, als ob sich eine Tür hinter ihm schloss und er eine neue durchschritt, hinter der ihn ein helles Licht erwartete.

„Mein Vater,“, sprach er mit kräftiger Stimme, „verkörperte die tiefe Achtung für alles Leben und die Natur. Diese Achtung ging so weit, dass er die Möglichkeiten und die Verheißungen der Moderne zurückwies. Wir waren oft nicht derselben Meinung. Aber eines weiß ich: Er liebte die Schöpfung, und deshalb war er bereit gewesen, diese Welt mit den Cardassianern zu teilen. Er glaubte, was unsere Vorfahren glaubten: dass wir dieses Land nicht besitzen können. Wir können nur ein Teil von ihm sein, eine Symbiose mit ihm eingehen. Denn alles ist nur geborgt. Doch die Cardassianer sehen das anders. Deswegen ist er gestorben. Aber sein Geist ist immer noch unter uns. Dieser Geist raunt uns Folgendes zu: Dieses Volk ist stark. Es hat eine lange Leidensgeschich-

te, und es wird auch in Zukunft wieder hart geprüft werden. Aber wir haben all das durchgestanden.“ Chakotay hielt inne. „Mein Vater war ohne jede Bedingung bereit, sich zu opfern, weil für ihn die Sicherheit und das Wohl dieses Stammes an erster Stelle kamen. Ich glaube, ich habe erst jetzt begriffen, wofür er stand... Und wie viel Hochachtung er mir entlockt. Er führte ein Leben der Wahrhaftigkeit und der reinen Prinzipien. Und solange wir uns danach richten und dem, was wir sind, treu bleiben, werden wir auch diese Krise meistern.

Kautschukbaummenschen, hört mich an!“, rief Chakotay aus ganzer Inbrunst. „Vor uns liegt ein steiniger Weg! Er wird lang und blutig sein! Die neuen Männer, die auf das heilige Gleichgewicht spucken und alles besitzen möchten, sind nun gekommen, so wie einst! Aber wir werden uns nicht von dieser, unserer Erde vertreiben lassen! Wir werden nicht zurückweichen, und wir werden *nicht* aufgeben! Wir sind ein Teil von Trebus! Und wir werden *leben*!“

Jubel erscholl. Jemand nahm sich eine Trommel und begann elektrisierende Rhythmen darauf zu spielen. Es waren die Rhythmen der Vergangenheit, aber sie wurden zu einem Schwur für die Zukunft: um die eigene Heimat zu kämpfen. Dieser Schwur erhellte die Nacht wie ein Leuchtfeuer.

Die Frauen und Männer des Stammes begannen sich nach altem Brauch mit Federn, Masken, Fellen und Perlen zu bedecken, und auch Chakotay erhielt ein traditionelles Gewand. Zusammen sang man und tanzte um das große Feuer, das entzündet worden war, um Abschied zu nehmen. Doch zugleich war es die Ankunft von etwas Neuem geworden.

Chakotay, Kolopaks Sohn, war unverhofft in die Arme seines Volkes zurückgekehrt. Er konnte es kaum fassen, wie bereitwillig und begeistert es ihn wiederaufnahm, wo er seine Abstammung so lang und hartnäckig von sich gewiesen hatte. Man verzieh ihm seine Sünden; er gehörte wieder dazu, als wäre er nie fort gewesen. Es fühlte sich so richtig an, hier zu sein, und alles andere, alles, was gewesen war, verblasste dagegen. Es löste sich ganz einfach im Rauch des Feuers irgendwo in der Nacht auf.

In dieser Nacht erhielt er seine Tätowierung, die er fortan zu Ehren seines Vaters trug. Bereits zwei Wochen später würde er seinen Dienst bei der Sternenflotte niederlegen. Alles, von dem er geglaubt hatte, Bedeutung zu besitzen, war auf einmal gänzlich bedeutungslos. Chakotay rechnete mit seinem bisherigen Leben ab. Er fühlte sich seinem Volk nah, und zwar weil er seinen Vater und dessen Beweggründe zum ersten Mal zu verstehen glaubte. Er begann zu begreifen, dass Kolopak Recht gehabt hatte, was ihn betraf. Dies hier war das

~ *PATH OF DESTINY* ~

wirkliche Leben, seine Bestimmung. Seine *Verantwortung*. Alles andere war nur Rauch und Schatten.

So wurde Chakotay ein neuer Mann.



21. Februar 2368

Es war sehr lange her, dass Chakotay auf Geistreise gegangen war. Wie allen seines Stammes war ihm die rituelle Introspektionstechnik zur Visionssuche als Jugendlicher beigebracht worden. Doch hatte er nur wenige Male von ihr Gebrauch gemacht, da er nicht glauben wollte, dass er tatsächlich mit einem tierischen Berater oder den lange verstorbenen Ahnen seines Volkes sprach. Stattdessen hielt er die kontemplativen Rituale der Kautschuks für faulen Zauber, erzeugt durch Manipulation des Gehirns. Früher hatten sie psychoaktive Gräser verwendet, heute nutzten sie das *Akoonah*. Der Effekt blieb derselbe: Ein Geist im Drogenrausch konnte sich vieles einbilden, zum Beispiel auch einem Toten begegnet zu sein.

Doch heute merkte Chakotay, wie alte Überzeugungen und Gewissheiten, die er sich wie einen schützenden Panzer zurechtgelegt hatte, endgültig brüchig wurden. Wenige Tage nach der großen Versammlung im Herzen von Gray Horse ertappte er sich dabei, wie er Te-Actal, einen alten Freund der Familie, bat, ihn anzuleiten. Te-Actal war zunächst überrascht, aber er half Chakotay

gern und bereitwillig und frischte sein Wissen über die Geistreise auf.

Einige Stunden später war er soweit. Chakotay breitete das Medizinbündel vor sich aus, welches er dereinst erhalten hatte. Trotz seiner Verachtung für die alten Bräuche seines Volkes hatte er es nie übers Herz gebracht, es wegzuwurfen. Nun legte er alles bereit, sich immer noch fragend, warum er das eigentlich tat und was er sich davon versprach. Er musste einräumen, er wusste es nicht.

Die Reise nach innen wurde vom *Akoonah* ausgelöst, das die Neuronen des Hypothalamus stimulierte und eine wache REM-Phase bewirkte. Chakotays Blick ruhte auf den Fetischen vor sich, nachdem er die Hand aufs *Akoonah* aufgelegt hatte. Zuerst spürte er überhaupt nichts, dann durchdrang ein sanftes Prickeln seine Hand und breitete sich im ganzen Körper aus.

Nach und nach merkte er, wie sich die Umgebung veränderte. Die Fetische verloren an Form, wurden zu vagen Schemen. Ihre Farben verschmolzen und gingen ineinander über, während sich auch die Qualität der Luft wandelte.

Chakotay schloss die Augen, und als er sie wieder öffnete, befand er sich...nicht mehr dort, wo er gerade noch gewesen war. Er stand im Bereich einer Waldlichtung. Instinktiv hielt er nach der Schlange Ausschau,

jenem Wesen, das er als junger Mann als seinen tierischen Berater kennengelernt, dann jedoch rasch den Kontakt zu ihm abgebrochen hatte. Er erkannte, dass dies hier nicht die Stätte der Schlange war, sondern ein anderer Ort, eine andere Landschaft.

Da hörte er Schritte hinter sich, drehte sich um und blickte in den dunklen Wald, konnte aber nichts erkennen. Plötzlich kamen die Schritte aus einer ganz anderen Richtung. Chakotay wirbelte um die eigene Achse und trachtete danach, die unbekannte Präsenz zu lokalisieren.

Das Geräusch von Schritten erklang nun überall, wurde lauter und lauter, wie grollender Donner. Chakotay drehte sich immer wieder im Kreis und wappnete sich innerlich für die Ankunft eines schrecklichen Geschöpfes. Vielleicht war dieser sentimentale Versuch, Klarheit über eine Geistreise zu erlangen, die Rache des Großen Manitu, dafür dass Chakotay sein indianisches Erbe über den größten Teil seines Lebens hinweg mit Füßen getreten hatte.

Er war sogar bereit, diese Strafe zu akzeptieren. Vielleicht, dachte er, hatte er sie sogar verdient.

Chakotay lauschte den fast ohrenbetäubend lauten Geräuschen und spürte, wie der Waldboden unter den Schritten Tausender Wesen zu vibrieren schien, die sich

ihm näherten. Gleich musste es soweit sein. Gleich würde der Sturm ihn erreichen.

Und dann, mit einem Mal, herrschte Stille. Vollkommene Ruhe.

Aus dem Wald vor ihm kam jemand. Im nächsten Augenblick sah er ins Gesicht seines Vaters, der vor ihm stand. „Es ist schön, Dich wiederzusehen, mein Sohn.“, sagte dieser. Seine weise blickenden Augen funkelten, in seinem dünnen Lächeln ebenso wie in seinen Worten lagen bedingungslose Liebe.

Chakotay spürte, wie ihm Tränen in die Augen quollen. Seine Knie gaben nach; er wankte, sank auf den feuchten Waldboden. Er weinte, während sein Vater ihn schweigend umarmte. Seine Tränen berichteten von Schmerzen, von Verlust und Verwirrung.

Irgendwann verklang sein Schluchzen, und aus geröteten Augen sah er zu Kolopak auf. „Du gehst jetzt durch ein langes, dunkles Tal, mein Sohn. Doch es werden bessere Zeiten kommen, und Du wirst wieder klar sehen. Glaube mir, Chakotay: Die Zeit der großen Trauer wird vorüberziehen.“



KAPITEL 11

3. März 2368

Erde, San Francisco

Hendrik Nimembeh's Augen waren aufgerissen, glänzten wie zwei Eierschalen im Mondschein, als er Chakotays Rücktrittserklärung las. Der Admiral saß hinter dem gläsernen Schreibtisch in seinem Büro, während Chakotay es vorzog zu stehen. Er hatte nicht vor, noch lange hier zu sein. Nicht im Hauptquartier der Sternenflotte, nicht auf der Erde. Es würde ein Abschied auf sehr, sehr lange Zeit sein, wahrscheinlich sogar für immer. Chakotay würde den nächsten Personentransport in Richtung cardassianische Grenze nehmen.

„Wie bitte darf ich das verstehen?“, fragte Nimembeh schließlich und legte das PADD mit dem offiziellen Schreiben und Chakotays Unterschrift zur Seite. Nach wie vor rang er sichtlich um Fassung.

Zwar war er inzwischen ein hohes Tier in der Raumflotte, insofern konnte ihm der Rücktritt eines kleinen Lieutenant Commander einigermaßen egal sein. Doch Nimembeh war Chakotays primärer Ausbilder während seiner Zeit an der Sternenflotten-Akademie gewesen. Und mehr noch als andere Ausbilder hatte er das Abschneiden, den Werdegang und die Zukunftsentscheidungen seiner Zöglinge stets persönlich genommen, auf seine eigene Performance übertragen. Es machte seinem Ego etwas aus, dass Chakotay jetzt hier war und kündigte.

Chakotay wahrte Haltung. „Bei allem Respekt, Sir: Was gibt es da nicht zu verstehen? Hiermit lege ich meinen Dienst in der Sternenflotte nieder.“

„Das kommt sehr plötzlich.“, sagte Nimembeh. „Sie haben in den vergangenen Jahren eine glänzende Karriere hingelegt. Ihre Kommandanten sprachen in den höchsten Tönen von Ihnen, wie Ihre Dienstakte belegt. Und jetzt treten Sie aus? Einfach so? Sie werfen das alles weg? Man könnte meinen, Sie hätten geradewegs den Verstand verloren.“

Chakotay blieb ausdruckslos, ließ den Vorwurf an sich abprallen. „Ich versichere Ihnen, Admiral, ich bin absolut bei Sinnen und weiß sehr genau, was ich tue.“

Eine schwarze Wolke schien über Nimembeh's Kopf zu schweben. Das Missfallen über Chakotay's Entscheidung war ihm deutlich anzusehen. „Warum, zum Teufel?“

„Sagen wir einfach, ich habe private Gründe.“

„Machen Sie mir kein X für ein U vor.“, murrte der Admiral. „Ich *kenne* Sie, Chakotay. Ich habe Sie an der Akademie unterwiesen. Ich habe mich sogar eingehend mit Ihrem psychologischen Profil befasst. Sie haben niemals etwas getan, wenn Sie nicht felsenfest davon überzeugt waren. Es steckt mehr dahinter als Sie mir weismachen wollen, dafür ist dieser Schritt viel zu radikal.“

Seine kleinen, stechenden Augen suchten ihn nach einer möglichen Erklärung für sein Verhalten ab, da schien es plötzlich *Klick* bei ihm zu machen. „Ich hörte vom Tod Ihres Vaters auf Trebus. Hat es etwas damit zu tun?“ Er legte den Kopf schief, ihn weiterhin observierend. „Oder mit dieser schwer übersehbaren Tätowierung? Sie hat doch eine Bedeutung. Wenn ich mich richtig erinnere, ehren Ihre Leute damit ihren Stamm. Aber *Sie* waren *nie* das, was man einen indianischen Patrioten nennen könnte.“

Menschen ändern sich., hätte Chakotay am liebsten darauf erwidert, verknipte sich diese Reaktion jedoch. „Verzeihen Sie, Sir: Das ist einzig und allein meine Sache. Meine Gründe stehen hier nicht zur Diskussion, nur *dass* ich gehe.“

Nimembah bohrte trotzdem weiter. „Der Verlust Ihres Vaters muss ein ziemlich schockierendes Erlebnis für Sie gewesen sein. Mein aufrichtiges Beileid hierfür. Ich vermute mal, Sie machen sich gerade große Sorgen um Ihr Volk. Ich habe gehört, dass der Friedensvertrag mit Cardassia Ihnen nicht sonderlich behagt.“

Chakotay hatte ein paar kritische Äußerungen in diese Richtung abgegeben, aber das taten derzeit viele Leute. Er fragte sich, wie Nimembah davon erfahren hatte. Andererseits fühlte er sich nun an nichts mehr gebunden, und so beschloss er, frei heraus zu erwidern: „Es sind zu große Zugeständnisse. Die Föderation sollte nicht gezwungen sein, ihre eigenen Kolonisten aufzugeben...oder sie der Willkür der Cardassianer zu überlassen. Der Tod meines Vaters ist ein Beispiel hierfür. Ein Beispiel, das mir endgültig die Augen geöffnet hat. Dieser Friedensvertrag ist das Papier nicht wert, auf dem er geschrieben wurde. Denn er *bringt* keinen Frieden.“

„Aha.“, sagte der Admiral. „Ich wusste doch, dass es damit zu tun hat. Hören Sie: Was auf Trebus geschah, ist unentschuldig. Aber verwechseln wir hier bitte nicht Ursache und Wirkung. Die Kolonisten in dieser Raumregion haben frühzeitig das Angebot erhalten, von der Sternenflotte umgesiedelt zu werden. Wir würden sie sofort zu anderen Planeten bringen, die praktisch identisch mit den Welten sind, auf denen sie sich niederließen.“

Chakotay ächzte leise. „Das ist leicht gesagt, wenn es sich nicht um die eigene Heimat handelt. *Bürokraten* sprechen von einer Umsiedlung auf ‚identische‘ Welten, aber die Lebenswirklichkeit dieser Leute trifft das nicht im Geringsten. Sie haben über Jahre und Jahrzehnte hart gearbeitet, um sich dort draußen, an der cardassianischen Grenze, ein neues Zuhause aufzubauen. Sie haben sich diese Welten bewusst ausgesucht, es gibt eine *Verbindung*. Ich habe nichts gegen Aussöhnung mit den Cardassianern, doch ich bin der Auffassung, dass *dieser* Vertrag ein fataler Fehler war. Es wird noch mehr Tote geben, die Cardassianer werden alles daran setzen, die Standorte zu räumen, die die Föderation ihnen auf dem Silbertablett angeboten hat. Darunter auch die Heimat meines Volkes. Und obendrein wird die Sternenflotte nichts dagegen unternehmen, weitere Gräueltaten zu verhindern.“ Chakotay kniff die Augen zu Schlitzern. „Ich frage Sie, Admiral: Wie gut kann ein Friedensvertrag sein, der die eigenen Bürger zum Schlachtvieh der Cardassianer erklärt, hm?“

Nimembah schüttelte vehement sein bulliges Haupt. „Einen Augenblick. Sie betrachten sich nicht als Föderationsbürger. Tatsächlich wollten sie nie etwas mit uns zu tun haben.“

Chakotay rümpfte die Nase. „Eine billige Ausrede, um sich einen schlanken Fuß in dieser Angelegenheit zu ma-

chen. Diese Leute haben sich nie offiziell von der Föderation losgesagt oder für unabhängig erklärt.“

„Diese Siedler haben sich in eine unhaltbare Situation manövriert – zu unser aller Leidwesen!“, stieß Nimembeh hart hervor.

„Sie irren sich.“, widersprach Chakotay. „Die *Föderation* ist es, die die unhaltbare Situation erzeugt hat – und zwar weil sie ihre wichtigste Verantwortung in den Wind schlug: ihre eigenen Leute zu schützen.“ Er pausierte nur kurz, während er den Admiral bedeutungsvoll ansah. „Ich bin davon überzeugt, dass die Föderation die Entmilitarisierte Zone sehr bald bedauern wird. Aber dann wird es zu spät sein. Zu spät für alles.“

Er entfernte den Kommunikator von seiner Uniform, nahm sich die Rangpins vom Kragen und legte beides vor Nimembeh auf den Tisch. In den Augen des Admirals zeigte sich eine explosive Mischung aus persönlicher Kränkung und Enttäuschung. Anschließend wandte Chakotay sich ab und schritt zum Ausgang des Zimmers.

„Chakotay?“, rief ihm Nimembeh hinterher. „Ich weiß nicht, was Sie jetzt vorhaben. Lassen Sie mich Ihnen daher einen Rat mit auf den Weg geben: Unternehmen Sie nichts, was *Sie* bedauern könnten. Selbst, wenn Sie diese Uniform von nun an nicht mehr tragen, heißt das nicht, dass Sie alles tun können, was Ihnen beliebt. Haben Sie mich verstanden?“

~ *PATH OF DESTINY* ~

Chakotay antwortete ihm nicht mehr, als er das Büro verließ. Er war fertig mit der Sternenflotte. Ihm fehlte die Fantasie, sich vorzustellen, dass er Nimembeh noch einmal begegnen oder jemals wieder das große, strahlend weiße Hauptquartier im Herzen San Franciscos betreten würde, welches in seinen Augen längst nicht mehr so glänzte wie in früheren Tagen.



13. September 2368

Mit seinen furchtlosen Ansprachen hatte Chakotay seinem Volk Hoffnung, Mut und Durchhaltewillen vermittelt. Das war eine wichtige Voraussetzung für alles Kommende. Doch trotz der Tatsache, dass er auf zwei Jahrzehnte Erfahrung in der Sternenflotte zurückblickte, wusste er nicht recht, wie es weitergehen sollte. Wenn er ehrlich war, hatte er keine Ahnung, wie er die Siedler von Trebus effektiv vor den cardassianischen Horden schützen sollte, wenn sie eines Tages zurückkamen, um ihr Werk zu vollenden.

Sie *würden* zurückkommen, früher oder später. Noch hielt die Cardassianer der Umstand ein Stück weit zurück, dass der offizielle Friedensvertrag noch nicht unter Dach und Fach war, auch wenn viele Teilaspekte, die er umfassen sollte, bereits abgesegnet und in Implementierung begriffen waren. Das bedeutete, Chakotay musste diese Zeit nutzen.

Er brauchte einen Plan, eine wirkungsvolle Strategie. Er musste seinem Volk beibringen, wie es kämpfte und sich verteidigte. Und dazu brauchte er allem voran eines: Waffen, Schiffe, technische und medizinische Ausrüs-

tung. Sonst waren es kaum mehr als ein paar primitive Steine, die man der cardassianischen Militärmaschinerie entgegenwerfen konnte.

Da lernte er eines Tages Svetlana Korepanova kennen. Die junge Frau ukrainischer Abstammung kam von der Kolonie auf Umoth VIII, die ebenfalls bereits unschöne Erfahrungen mit cardassianischen Übergriffen gemacht hatte. Sie saßen in einer heruntergekommenen Taverne auf Solosos III, und was später zur Keimzelle eines neuen politischen Projekts werden sollte, begann als harmloser Flirt.

„Das ist eine eindrucksvolle Tätowierung. Besagt sie etwas?“

Chakotay nippte an seinem Drink, ehe er die attraktive Frau wieder betrachtete. Sein Ausdruck vermittelte vor allem eines: Entschlossenheit. „Sie besagt, dass das Wohl meines Volkes alles ist, was für mich noch zählt.“

„Noch? Das hört sich irgendwie traurig an.“

Er wollte nicht ins Detail gehen. „Ich habe eine Menge aufgegeben. Aber es war die richtige Entscheidung.“

„Eine Sekunde... Ich hab' dieses Zeichen doch irgendwo schon mal gesehen.“ Sie machte ein angestregtes Gesicht. „Dorvan V?“

„Falscher Stamm.“

Sie schnipste. „Die Indianer von Trebus, stimmt’s?“

„Wir würden uns wohl eher als Nachfahren des Kautschukbaumvolkes bezeichnen.“, korrigierte Chakotay.

Svetlana war voller Neugier. „Warum ist Ihr Stamm nicht auf der Erde geblieben?“

„Das müssten Sie wohl eher meine Vorfahren fragen. Oder meinen Vater.“

„Ich nehme an, er lebt nicht mehr.“

„Nein.“ Chakotay starrte in sein Glas. „Sagen wir einfach... Mein Volk hat lange nach einem Planeten Ausschau gehalten, mit dem es eine spirituelle Affinität besitzt. Es ist das Paradies. Wir sind mit dem Boden dieser Welt verbunden; wir sind ein Teil von ihr. Wir wollen nie wieder dort weg.“

„Genauso wenig wie meine Leute und ich von Umoth. Dieser Planet ist unser Schicksal, das haben wir sofort gespürt. Doch die Cardassianer setzen alles daran, uns zu verjagen. Ihr Vorgehen wird immer brutaler. Nachts traut sich kaum noch jemand aus dem Haus. Ich habe gehört, dass es ähnliche Zustände auf den Volan-Kolonien und auf Ropal gibt...und in einem halben Dutzend anderer Kolonien.“

Neue Wut durchströmte Chakotay, neue Entschlossenheit, aber er wusste nicht, wohin damit. Er ballte eine Faust und verkniff sich, sie auf dem Tisch niedergehen zu lassen. „Das muss aufhören. Wir müssen uns irgendwie zur Wehr setzen. Wir müssen ihnen den Zugriff auf unsere Welten nachhaltig verwehren, sonst werden wir keinen Frieden und keine Freiheit finden.“

„Sie sagen es.“ Der Ausdruck in Svetlanas Augen veränderte sich; er wurde beinahe spitzbübisch. „Wie es der Zufall will, habe ich einen guten Draht zu einem der neuen Sternenflotten-Attachés für die geplante EMZ, einem Mann namens Calvin Hudson. Kennen Sie ihn?“

„Ja, aber...“ Er unterbrach sich kurz. „Ich war selbst in der Sternenflotte.“

„Jetzt nicht mehr?“

„Nein.“, versicherte er. „Der Tod meines Vaters hat mir bewusst gemacht, wo ich hingehöre.“

„Das erklärt aber nicht Ihren Austritt.“

„Liegt das nicht auf der Hand?“

Chakotay seufzte überdeutlich. „Die Sternenflotte hat uns im Stich gelassen. Sie krümmt keinen Finger. Sie nimmt hin, was hier draußen vor sich geht, weil sie um jeden Preis Frieden mit Cardassia möchte.“

„Man könnte auch sagen: Sie hat uns geopfert.“, ergänzte Svetlana bedeutungsschwer.

Es führte dazu, dass seine Augen die ihren suchten. „Ja, das könnte man.“

„Würde es Sie überraschen, dass Hudson genau dieselbe Ansicht in Bezug auf die Sternenflotte hat?“

„Wieso sollte er?“, fragte Chakotay zweifelnd.

„Weil er mit offenen Augen durchs Leben geht. Weil er reinen Herzens ist. Hudson ist vertrauenswürdig. Ich glaube, auch er hat eine Menge dazugelernt, seit er in den Gebieten unterwegs ist, die in nicht allzu ferner Zukunft mal die EMZ bilden sollen...und er ist gerade dabei, seine Meinung zu ändern.“

Chakotay wurde hellhörig. Er bat Svetlana, mehr von diesem Hudson und seiner sich ändernden Meinung zu erzählen. Es sollten noch ein paar Wochen vergehen, bis er in die Gesellschaft des Mannes kam.

Hudson war ein Veteran aus den Tagen der cardassianischen Grenzkriege. Chakotay begegnete ein niedergeschlagen wirkender, aber idealistischer Mann, der fest davon überzeugt war, dass die Föderation ihre ureigsten Grundsätze kannibalisiert hatte, als sie um jeden Preis einen Frieden mit Cardassia hatte schließen wollen. Im Vertragswerk erblickte er nach eigener Aussage so

etwas wie naive, blinde Appeasement-Politik gegenüber einem inhumanen Regime. Doch Hudson war anfangs noch zögerlich, wie Chakotay zu desertieren oder etwas Aktives gegen die Zustände im Grenzgebiet zu unternehmen, das derzeit von den politischen Auguren beherrscht und am Spielbrett der interstellaren Beziehungen neu geordnet wurde. Diese zurückhaltende Einstellung änderte sich – ganz wie von Svetlana prophezeit – schon sehr bald.

Anfang 2369 erhielten die etwas vor sich hindümpelten Verhandlungen zwischen Erde und Cardassia neuen Auftrieb, nachdem die Union sich bereiterklärt hatte, Bajor in die Freiheit zu entlassen. Dies hatte die Föderation bereits seit Dekaden immer wieder gefordert und zuletzt erfolgreich zur Bedingung für eine nachhaltige Friedensordnung gemacht. Leidtragende dieser Entwicklung waren die Siedler im Grenzgebiet zwischen VFP und Union. Bis zum Sommer 2370 erklärte sich die Föderation zur Abtretung so vieler ehemaliger Koloniewelten bereit wie noch nie zuvor in der Geschichte, als es um Friedensabkommen mit ehemals verfeindeten Staaten gegangen war.

Viele waren der Auffassung, die Föderation habe sich angesichts des Bajor-Deals über den Tisch ziehen lassen und einfach zu viel hergegeben. Zu diesen Leuten gehörte auch Calvin Hudson, der rasch zum ersten offiziellen Oberaufseher der Sternenflotte über die Kolonien in der

gesamten EMZ befördert wurde – eine Funktion, in der er sich nach eigener Aussage vollkommen überflüssig fühlte, da er drei cardassianischen Kolonien, die an die Föderation gefallen waren, alle Sicherheitsgarantien geben, aber zwei Dutzend ehemaligen Föderationskolonien und ihren Siedlern lediglich warme, wohlfeile Versprechungen machen konnte.

Hudson empfand den Umstand, dass er angesichts der unterschwelligen und doch grausamen Versuche Cardassias, die Siedler systematisch zu vertreiben, offiziell nur Beschwichtigungen verteilen konnte, die auf Nichts hinausliefen, derart frustrierend, dass er eines Tages beschloss, ein neues Kapitel aufzuschlagen.

Er begann damit, eine doppelte Existenz zu führen. Über geheime Kanäle und Netzwerke holte er Ausrüstung, Waffen und kleine Kampfschiffe heran und sorgte für eine militärische Unterweisung erster Siedlergruppen. Hudson wollte, dass die von der Föderation aufgegebenen Kolonien in der Lage waren, sich selbst gegen die Cardassianer zu verteidigen und ihr aus seiner Sicht bestehendes Bleiberecht zu behaupten. Mithilfe von Hudsons Überzeugungskraft war es möglich, rasch weitere enttäuschte Sternenflotten-Offiziere zu gewinnen.

Die Dinge gerieten allmählich in Bewegung. Endlich bekam Chakotay eine Vorstellung davon, wie er sein Volk wirksam schützen sollte. Der Schlüssel lag in einem

Zusammenschluss der EMZ-Kolonien – Welten, die alle dasselbe Schicksal teilten. Schon bald war eine Bewegung im Aufkeimen begriffen, die sich nicht mehr aufhalten ließ.

Obwohl Chakotay den Entstehungs- und Formierungsprozess des Maquis an Hudsons Seite von Anfang an erlebte und mitgestalten durfte, betrachtete er im Rückblick Sveta, wie er sie schon bald nannte, als die treibende Kraft in diesem Geschehen. Sie war der Kitt zwischen Kolonien, die bislang nicht viel miteinander verbunden hatte. Sie stellte die Kontakte her und gewann in kurzer Zeit die Sympathien und die Herzen vieler Personen innerhalb und außerhalb der EMZ für die prekäre Lage der Kolonisten. Nachdem Bajor nach langer Knechtschaft unter cardassianischer Knute seine Freiheit wiedererlangt hatte, war Sveta es, die dem Maquis die Unterstützung von Widerstandskämpfern sicherte, die den Kampf gegen die jahrzehntelangen Unterdrücker fortsetzen wollten.

So kam es, dass Chakotay sich Jahre später als durch Sveta für den Maquis rekrutiert betrachtete.





KAPITEL 12

29. Oktober 2370

Mattes Licht umgab Chakotay, als er durch die Tunnel des kleinen, behelfsmäßigen Stützpunktes schritt, vorbei an einigen Wartungstechnikern, die schwer beschäftigt waren. Ab und zu flackerte die Beleuchtung. Der Stromkreis war gerade so noch stabil, auf niedrigstmöglicher Stufe. Man durfte hier nicht viel Energie verbrauchen, wenn der Unterschlupf auch weiterhin geheim bleiben sollte. Zwar war kaum jemand außer dem Maquis so verrückt, eine Basis inmitten der Badlands zu errichten – und dann noch im Herzen eines Asteroidenfelds –, aber cardassianische Sensoren waren nicht zu unterschätzen. Und noch weniger ihr unbedingter Wille, mit den neuen Störenfrieden in der EMZ kurzen Prozess zu machen.

Chakotay staunte nicht schlecht, was die lokale Maquis-Zelle hier, jenseits des Moriya-Systems, aus dem Boden gestampft hatte. Innerhalb weniger Monate war dieses ganze Nest ausgegraben und zu einem voll funkti-

onsfähigen Stützpunkt für strategische Operationen ausgebaut worden. Mit dem neuen Standbein im Terikof-Gürtel besaß der Maquis eine geradezu geniale Möglichkeit, Guerilla-Attacken gegen die Cardassianer zu reiten und sich blitzschnell wieder zu verkriechen. Die Basis bot eintreffenden Schiffen technische und medizinische Versorgung an. Es sollte nur der erste Brückenkopf in den Badlands sein, weitere waren geplant. Da der Maquis großen Zulauf von Bajoranern erhielt, verfügte er inzwischen über weitreichende Kenntnisse, was die Kartografie der Badlands betraf³.

Als er den Tunnel durchquert hatte, schob sich vor Chakotay eine Tür quietschend in die Felswand und gab den Eintritt in einen der drei Hangars frei. Chakotay hob den Kopf und sah durch das große Oval der Hangaröffnung weiter oben. Das Kraftfeld verlieh dem Anblick ein Blau, für das die dünne Atmosphäre des Planetoiden allein nicht verantwortlich sein konnte. Jenseits davon schwebten Asteroiden im Terikof-Gürtel. Ein dunkler, länglicher Brocken drehte sich um die kurze horizontale Achse und näherte sich dem Planetoiden mit der Basis des Maquis. Der Stützpunkt befand sich tief in einem uralten Vulkankrater, auf einem kleinen Himmelskörper, dessen Oberfläche kein Leben beherbergen konnte.

³ In der Vergangenheit hatten die Mitglieder der bajoranischen Widerstandsbewegung die stürmische Raumregion gelegentlich als Zufluchtsort genutzt (vgl. *Deep Space Nine*-Episode *Das Wagnis*).

Chakotays Hände schlossen sich fester ums Geländer, als ein dumpfes Grollen erklang und der Boden vibrierte. Die Männer und Frauen im Hangar zögerten kurz und blickten auf, aber der Einschlag hatte auf der anderen Seite des Planetoiden stattgefunden. Sie setzten ihre Arbeit fort und schenkten dem von den Erschütterungen aufgewirbelten Staub keine Beachtung.

Um im Terikof-Gürtel überleben zu können, hatten die Maquisarden von der Sternenflotte einen hochentwickelten Computer gestohlen, welcher die Umlaufbahn aller Asteroiden berechnen konnte, die aufgrund ihrer Größe eine mögliche Gefahr für den Stützpunkt darstellten. Derzeit versuchten die Techniker herauszufinden, welche Veränderungen sich durch den jüngsten Aufprall für die Orbitaldaten des Planetoiden ergeben hatten. Anschließend musste das Gefahrenpotenzial der Asteroiden neu berechnet werden.

Chakotay vertrat sich etwas die Füße und wartete. In Gedanken beschäftigte er sich wieder mit der Anfrage eines Sternenflotten-Offiziers, der sich vor ein paar Tagen an seine Widerstandszelle gewandt hatte und offenbar die Absicht hegte, zum Maquis überzulaufen. Der Mann hatte ihm seine angeblichen Motive dargelegt. Er schrieb, er halte die Politik der Föderation im Zusammenhang mit der EMZ für einen Skandal, den er so nicht länger hinnehmen könne. Der Offizier hieß Tuvok und war Vulkanier. Chakotay hatte seine Dienstakte studiert.

Tuvok war ein echter Taktikexperte. Er blickte auf eine lange Dienstzeit bei der Sternenflotte zurück und hatte sogar sechzehn Jahre an der Akademie gelehrt. Eine solche Kapazität konnte er verdammt gut in seinem Team gebrauchen.

Doch es war Vorsicht geboten: Chakotay wäre dumm gewesen, hätte er jedem dahergelaufenen Spitzohr, das vorgab, ein Maquisarde werden zu wollen, leichtfertig Vertrauen geschenkt. Es gab Viele, die den Maquis am liebsten zerschlagen wollten. Und obwohl es auch einige Vulkanier in seinen Reihen gab, war dieses Volk dafür bekannt, eine besondere Art der Schauspielerei zu beherrschen. Er würde Tuvoks Glaubwürdigkeit hart und ausführlich prüfen, wenn er das nächste Mal mit ihm kommunizierte. Er würde nichts überstürzen, sondern Schritt für Schritt vorgehen. Doch insgeheim hoffte er natürlich, dass ihm ein vielversprechender Fang ins Netz gehen würde.

Nach einer Viertelstunde wurde Chakotay langsam ungeduldig. Pünktlichkeit war noch nie eine besondere Stärke des Mannes gewesen, mit dem er sich treffen sollte; jedenfalls nicht, wenn er gerade seine Uniform abgelegt hatte. „Wo steckst Du denn nun?“, raunte Chakotay, während er sich auch weiterhin umsah, Ausschau haltend. „Denkst Du, ich hätte nichts Besseres zu tun als mir hier die Beine in den Bauch zu stecken?“

Wie auf ein unausgesprochenes Kommando setzte keine dreißig Sekunden später ein Schiff zur Landung an. Es überwand das durchlässige Kraftfeld und sank mit den Manöverdüsen auf das Landefeld. Ein nicht mehr ganz taufrischer Raider der Sternenflotte, gut und gerne vierzig Jahre alt. *Ju'Day*-Klasse.

Chakotay kannte diese Schiffe. Bei Warpgeschwindigkeit hoffnungslos unterlegen, aber im Impulsmodus bis zum heutigen Tag respektabel wendig und für Atmosphärenflüge bestens geeignet. Für die Sternenflotte mochte es ein alter Hut sein, aber aus Sicht eines Maquis gehörten die Schiffe der *Ju'Day*-Klasse zum Besten, was man hier draußen im Kampf gegen die Cardassianer kriegen konnte. Soweit Chakotay wusste, befand sich bis zum heutigen Tag höchstens ein Dutzend solcher Einheiten im Besitz des Maquis. Der weit größere Teil der Maquis-Flotte setzte sich aus ausgemusterten *Peregrine*-Einheiten, Runabouts, Shuttles sowie bajoranischen und ktarianischen Spürjägern zusammen, die zwar teils neueren Typs waren, aber deutlich kleiner und auch weniger schlagfertig und vielseitig einsetzbar als die *Ju'Day*-Klasse.

Chakotay beobachtete in der Folge, wie der eigenwillig geformte Düsenvogel vor ihm zur Landung ansetzte und dabei die kleinen Seitenflügel hochfuhr. Als das Schiff mit einem leisen Ächzen aufsetzte und die Maschinen abgestellt wurden, fielen Chakotay einige verbrannte

Stellen entlang der Außenhülle auf. Er wusste sogleich, dass Plasmaentladungen für diese oberflächlichen Beschädigungen verantwortlich waren.

Das Abzeichen der Badlands. Maquis-Schiffe trugen es wie eine Heldentätowierung, als Beleg dafür, dass sie und ihre tapferen Crews willens und in der Lage waren, Plasmastürmen zu trotzen. Und wenn sie das vermochten, dann wurden sie auch mit den faschistoiden Löffelköpfen fertig.

Der Bauch des Schiffes öffnete sich, und eine Rampe fuhr vom Unterdeck herunter. Ein selbstsicher grinsender Michael Eddington schlurfte den Gehsteig entlang. „Entschuldige bitte meine Verspätung.“

„Schon in Ordnung.“, meinte Chakotay. „Ich hab’ mich in der Zwischenzeit etwas umgesehen.“

„Und, wie findest Du es?“ Eddington legte den Kopf schief.

„Ist nicht übel. Du wirst mir wohl nicht verraten, mit welchem Zaubertrick Du es geschafft hast, diesen Stützpunkt so schnell betriebsbereit zu machen?“

„Aber, aber: Wenn ich meine Geheimnisse verrate, kann ich niemanden mehr beeindrucken.“ Eddington verließ die Rampe und blieb vor ihm stehen.

„Auf jeden Fall wird uns dieser Stützpunkt in Zukunft wertvolle Dienste erweisen. Ich nehme an, Du hast mich nicht nur sehen wollen, um mit Deinem neuen Ferien-domizil anzugeben?“, mutmaßte Chakotay.

„Dafür sind wir beide derzeit wohl zu beschäftigt, nicht wahr?“ Eddington blinzelte vielsagend. „Ich hab’ ‘was für Dich. Und ich glaube, es dürfte Dir gefallen.“

„Ach ja, und was?“

„Du stehst genau davor.“ Eddingtons Hand bedeutete das Schiff, mit dem er soeben eingetroffen war. „Ich hab’ vor zwei Tagen mit Cal Hudson gesprochen. Er sieht die Sache genauso wie ich.“

„Welche Sache?“

„Die Zeit ist reif, dass Du in die Führung des Maquis einsteigst, und als solcher brauchst Du ein anständiges Schiff. Nicht so eine Blechbüchse mit Triebwerk dran. Das hier ist die *Val Jean*. Ein echtes Prachtexemplar, kann ich Dir sagen. Erstklassiges Unterlichttriebwerk, eine stabile Hülle, die viel aushält. Sie hat sogar Torpedokatapulte an Bug und Achtern. Die werden ihren Zweck erfüllen, da der Maquis demnächst über ein paar von Cals und meinen Kontakten an eine beträchtliche Menge Photonen kommen wird. Sie wurde ausgemustert wegen defekter Plasmaspulen. Stell Dir vor: Die Sternenflotte wollte sie in den nächsten Jahren ver-

schrotten, nur weil sie ein Vergaserproblem hat.“ Eddington legte sich eine Hand auf die Brust und machte ein bekümmertes Gesicht. „Ich habe das verhindert.“

„Wie nobel von Dir.“, sagte Chakotay trocken. „Aber bist Du nicht etwas voreilig? Ich weiß nicht, ob ich für die Führung des Maquis geeignet bin.“

Die Führung des Maquis. Ein nicht ganz einfaches Thema. Offiziell gab es ein Dutzend autarker Zellen, die zwar einander halfen und zusammen kämpften, von denen jede aber eine bestimmte Politik mit eigenen Schwerpunkten fuhr. Gerangel war da durchaus vorprogrammiert. Hudson und Eddington arbeiteten mit Hochdruck daran, dem Sammelsurium eher lose verbundener Maquis-Gruppen ein gemeinsames Entscheidungs- und Koordinationszentrum zu geben. Dahingehend hatte es bereits erste Fortschritte gegeben, doch lag auf der Hand, dass die einzelnen Zellen sich nur von Charisma, Führungskraft und militärischer Kompetenz auf Dauer zu einer geschlossenen, kohärenten Einheit verschmelzen lassen würden. Und dazu bedurfte es einiger Leitwölfe an der Spitze, die das komplizierte Gerüst tragen und austarieren konnten.

„Cal und ich bringen Dir alles bei, was Du wissen musst. Angesichts Deiner Kommandoerfahrung wird das ein Kinderspiel für Dich sein.“

„Also, so würde ich das nicht gerade ausdrücken...“, murmelte Chakotay.

Eddington war anderer Meinung: „Du hast uns im vergangenen Jahr verdammt viel Respekt abgenötigt, Chakotay. Den Maquis, wie er heute existiert, würde es ohne Deine Mithilfe nicht geben. Du hast Dir Deine Sporen mehr als verdient. Deine Fähigkeit, Leute für ein gemeinsames Ziel zusammenzubringen, ist genau das, was wir in der jetzigen Situation brauchen. Wir brauchen noch mehr Gemeinschaftsgeist. Das Kleinklein der Zellen muss so schnell wie möglich der Vergangenheit angehören. Du siehst: Du bist haargenau der Richtige für einen Führungsjob. Aber wenn Du willst, können wir vorher eine EMZ-weite Umfrage starten. ‚Wer ist dafür, dass der Indianer unter die Häuptlinge geht?‘“

Chakotay winkte ab. „Nicht nötig. Doch damit eines klar ist: Meine Hauptverantwortung gilt nach wie vor Trebus und den umliegenden Kolonien.“

„Und diese Verantwortung sollst Du auch wahrnehmen – an Bord Deines neuen Schmuckstücks.“ Eddington grinste. „Eine gründliche Überarbeitung der primären und sekundären Systeme dürfte Not tun, aber danach wird sie Dich ins Staunen versetzen, glaub mir.“

Chakotay nickte, während er den Raider betrachtete. Er konnte nicht leugnen, dass dieses Schiff ihm gefiel. „Zufällig habe ich im letzten Jahr eine ausgesprochen

„kreative Ingenieurin in mein Team geholt. Sie wird das alte Mädchen schon auf Vordermann bringen.“

„Ach ja, ich hörte von ihr. Wie war ihr Name doch gleich?...“

„B'Elanna Torres.“

Eddington schnipste. „Richtig, die Halbklingonin. Sie soll ein echtes Temperament von einer Frau sein.“

„Wenn man weiß, wie man mit ihr umzugehen hat, ist es halb so wild. Ich setze große Stücke in sie.“

„Nun, dann hat sie jetzt ja etwas, woran sie sich ihre klingonischen Schorzfähne abwetzen kann.“

„Halbklingonen haben keine Schorzfähne.“, ließ Chakotay den Anderen wissen. „Also gut. Ich nehme an. Danke.“

„Nun, dann gehört sie jetzt Dir, Chakotay.“ Eddington gab ihm einen Klaps auf den Arm. „Wenn Du sie gut behandelst, wird sie Dich immer in einem Stück nachhause bringen. Leider muss ich gleich wieder los. Ich habe die *Tashkent* unter falschem Vorwand verlassen und muss morgen wieder an Bord sein, sonst schöpft mein Captain Verdacht.“ Eddington fasste sich an den Kopf. „*Mist*. Da hätte ich doch beinahe vergessen, das Neueste zu erwähnen. Mit etwas Glück gelingt es mir, eine Versetzung nach *Deep Space Nine* zu arrangieren.“

Chakotay wurde hellhörig. „Der bajoranische Sektor?“ Er lag quasi um die Ecke. Und nach allem, was man hörte, entwickelte sich DS9 zum Zentrum für wichtige Anti-Maquis-Einsätze der Sternenflotte.

„Sieht so aus, als hätte das Oberkommando derzeit ein zunehmendes Vertrauensproblem mit dem formwandelnden Sicherheitschef auf DS9.“

„Dieser Odo?“

„Genau der. Gerüchten zufolge wird in den nächsten Monaten eine neue Position auf der Station vakant. Ich denke, sie werden jemanden suchen, der die Sicherheitsinteressen der Sternenflotte auf DS9 repräsentiert. Das könnte meine Chance sein, mich zu empfehlen. Und wenn ich erst mal dort bin, kann ich Euch vitale Informationen über alle gegen den Maquis gerichtete Sternenflotten-Aktivitäten zuspielen, und wer weiß... Vielleicht sogar noch mehr, wenn ich es klug anstelle.“

Chakotay nickte. „Das hört sich vielversprechend an.“

Er wusste, dass Eddington ein gefährliches Spiel spielte. Wie bis vor kurzem noch Cal Hudson vor seiner Offenbarung führte er ein ausgeprägtes Doppelleben. Nach außen der brave, pflichtbewusste Sicherheitsoffizier, dem der Dienst in der Raumflotte über alles ging, hinter den Kulissen der Rebell, der seine Position und Kontakte

kühl berechnend ausnutzte, um dem Maquis möglichst jeden Vorteil zu verschaffen.

Chakotay war sich darüber im Klaren, dass der Maquis ohne Leute wie Eddington, die bereit waren, ihre Doppelidentität taktisch einzusetzen, keine Chance hatte. Doch für ihn selbst wäre ein solches Verhalten nie in Frage gekommen. Er war ein Mann der klaren Verhältnisse, und seine Ehrlichkeit verbot ihm, seine ehemaligen Vorgesetzten und Kollegen zu hintergehen. Er hatte eine Tür hinter sich geschlossen, als er entschied, sein Leben dem Schutz von Trebus zu widmen – klar und für alle sichtbar war er aus der Sternenflotte ausgetreten. Vielleicht hätte er mehr für sich und den Maquis heraus schlagen können, wäre er Eddingtons Beispiel gefolgt. Aber das war nur Theorie. In der Realität verlief hier ein tiefer Graben zwischen ihnen beiden, so viel Respekt er auch vor Eddington hatte.

„Ich werde Dich auf dem Laufenden halten. Noch irgendwelche Fragen?“

„Eigentlich nur eine. *Val Jean...*“, rollte Chakotay über die Zunge und warf Eddington einen verstohlenen Blick zu, nachdem er auf die Hüllenbeschriftung des vor ihnen geparkten Schiffes gewiesen hatte. „Du hast nicht zufällig etwas damit zu tun?“

Eddington verdrehte die Augen. „Könnte sein. Ich finde, jedes Schiff unserer Flotte sollte so heißen. *Val Jean I, Val Jean II, Val Jean III...* Warum nicht?“

Chakotay schmunzelte über Eddingtons allzu bekannte Leidenschaft für verwegene Figuren aus der irdischen Romantik. „Nimm’s mir nicht übel, aber der alte Victor Hugo war noch nie mein Fall.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Er war mir immer etwas zu melodramatisch. Ein Mann gegen den Rest der Welt. Ein unbeugsamer Held, der für eine verlorene Sache kämpft.“

„Aber genau darum geht es doch.“, beteuerte Eddington mit beschwörendem Ausdruck.

„Nein.“, widersprach Chakotay. „*Ich* kämpfe für die Freiheit meines Volkes...und aller Kolonien in der EMZ. Und dieser Kampf *ist* nicht verloren. Das wird er niemals sein.“

„Und genau deshalb“, stimmte Eddington zu, „sind wir beide Maquis geworden. Weil wir niemals aufgeben, egal, was kommt.“





KAPITEL 13

27. Dezember 2370

Riva

An das Töten gewöhnte Chakotay sich nie. Als Offizier der Sternenflotte hatte er geschworen, Leben zu achten und es zu schützen, doch als Maquis zerschellte dieser Schwur schnell an den Klippen der Realität.

Obwohl er viele Gründe hatte, den Cardassianern mit Verachtung entgegenzutreten, fiel ihm bereits die Zerstörung feindlicher Schiffe schwer. Wo immer es sich vermeiden ließ, verzichtete er darauf. Seiner Crew versuchte er zu vermitteln, dass sie keine Schlächter waren und nicht kämpften, um ihrem Hass zu erliegen. Leider war es manchmal unumgänglich, Leben zu vernichten. Doch das Sterben im All war noch das Eine – das Töten von Angesicht zu Angesicht etwas völlig anderes.

Kämpfe am Boden waren bislang eher die Ausnahme geblieben, aber das war dabei, sich zu ändern. Andert-

halb Jahre nachdem er die Cardassianer offen zu bekämpfen begonnen hatte, gelang dem Unionsmilitär die Absetzung von Fußtruppen auf dem Planeten Riva, einer von Bolianern gegründeten Kolonie in der EMZ, die sich erst relativ spät dem Maquis angeschlossen hatte.

Das gegnerische Infanteriekommando war etwa zehn Kilometer abseits der Siedlung in einem großen Dschungel gelandet, nachdem es den Maquis-Raidern im Orbit immerhin gelungen war, den Truppentransporter schwer zu beschädigen und zur Notlandung zu zwingen. Doch die Cardassianer zeigten sich äußerst entschlossen. Ihr Befehl lautete, sich bis zur Kolonie vorzuarbeiten und dort ein Exempel zu statuieren.

Bestimmte Mineralien im Dschungel führten dazu, dass die Lebenszeichen des Stoßtrupps verschleiert wurden; er ließ sich nicht genau lokalisieren. Chakotay und seine Crew waren gezwungen, den Feind am Boden zu suchen und ihn zu stellen, wenn sie verhindern wollten, dass die Cardassianer Riva eroberten. Das Team, das er anführte, bestand neben ihm aus Ayala, Benders, Carlson, Jarvin, Lutschenkow, Seska, Suder und drei weiteren Personen.

Nach einer Katz- und Mausjagd, die sich der cardassianische Legat mit ihnen lieferte, fanden sie dank Chakotays Begabung im Fährtenlesen das Infanteriekommando. Kurz darauf brach im Wald die Hölle aus. Für mehr als eine Stunde hämmerten Gewehrsalven durchs Di-

ckicht und erschütterten das ökologische Gleichgewicht dieser Welt.

Je mehr Schusswechsel und Bewegungen es gab, desto mehr verwischte die Frontlinie. Zwischen dem allgegenwärtigen Ast- und Blattwerk stellte es sich im Eifer des Gefechts als zunehmend schwieriger heraus, Freund und Feind voneinander zu unterscheiden. Chakotay reagierte darauf, indem er seine Kampftruppe in kleinere Einheiten aufteilte, in der Hoffnung, die Cardassianer von verschiedenen Seiten in die Zange zu nehmen.

Anfangs sah es gut aus. Als er gemeinsam mit Ayala, Jarvin und Suder vorstieß, gelang es ihnen, drei feindliche Soldaten mit ihren Gewehren zu erledigen. Chakotay war optimistisch, den Gegner völlig überwältigen zu können, auch dank des zweifelhaften, aber taktisch nicht zu verkennenden Blutrausches, dem der Betazoid Suder einmal mehr zu verfallen drohte. In der Vergangenheit hatte Chakotay ihn gelegentlich zurückgehalten, heute aber tat er dies bewusst nicht, weil er ganz genau vor Augen hatte, was mit den Bewohnern Rivas geschehen würde, wenn die Cardassianer in der Kolonie einfielen.

Wenigstens zwei weitere Soldaten gingen zu Boden, und Chakotay wagte zu hoffen, dass es schon bald vorbei war. Dann jedoch erfolgte der Angriff von oben. Aus den Wipfeln mehrerer Bäume stürzte sich ein halbes Dutzend Cardassianer auf Ayala, Jarvin, Suder und ihn, und

es begann der wirklich brutale, barbarische Teil der Operation: Kämpfe Mann gegen Mann.

Chakotay bekam es mit niemand Geringerem als dem Anführer des Kommandos zu tun. Sie verloren beide ihre Waffen, wälzten sich am Boden, standen wieder auf, prallten aufeinander, schlugen mit den Fäusten zu und führten einen stummen, erbitterten Kampf. Chakotay erkannte schnell, dass der Legat es auf seine Augen abgesehen hatte, er wiederum schielte auf die Kehle seines Gegners. Kurz darauf rollten sie erneut hin und her, traten und schlugen, schnauften dabei wie Wasserbüffel. Sie wussten beide, dass es ein Kampf auf Leben und Tod war.

Chakotay war groß und kräftig, aber an diesem Cardassianer – einem zu allem entschlossenen, durchgedrillten Muskelpaket – drohte er zu scheitern. Die Hiebe des Legaten blieben nicht ohne Wirkung auf Chakotay, der es in seinem Kiefer knacken hörte, als ihn die Faust des Gegners traf. Er beschwor die ganze Energie, die noch in seinem Körper steckte, stieß den Cardassianer auf eine Felsnase, warf sich auf ihn und versuchte, die Finger um den breiten Hals zu schließen. Chakotay griff nach den beiden Strängen an den Seiten des echsenhaften Halses und begann damit, den Kopf seines Gegners immer wieder an den Felsen zu stoßen.

Der Cardassianer schrie, trat nach ihm, zerkratzte ihm die linke Gesichtshälfte und versuchte, ihm die Augen

auszudrücken. Aber Chakotays Entschlossenheit wurde nur mehr gestärkt. Er ließ nicht los und schmetterte den Kopf seines Kontrahenten nun immer brachialer gegen hartes Gestein. Immer und immer wieder rammte er den Schädel an den Felsen, dachte an seinen ermordeten Vater und die vielen Maquis – guten Frauen und Männern –, die in den vergangenen Monaten gefallen waren.

Irgendwann merkte er, dass sich der Legat überhaupt nicht mehr rührte. Er ließ die Knorpelstränge los, taumelte zurück und beobachtete, wie der blutüberströmte, teils zertrümmerte Kopf des Soldaten haltlos zur Seite baumelte.

Chakotay beugte den Oberkörper nach vorn und stützte die Hände an den Knien ab. Er schwitzte, war erschöpft und benommen, versuchte jetzt, wieder zu Atem zu kommen. Nach einer Weile drehte er sich um und sah Suder, wie er mit einem blutigen Messer in der Hand dastand, einen glänzenden, fanatischen Blick in den Augen, zu seinen Füßen ein toter Cardassianer.

Weiter im Hintergrund kämpften Ayala, Jarvin und die anderen noch, doch die Auseinandersetzungen ebften hörbar ab. Die meisten Cardassianer waren besiegt, einige wenige traten die Flucht an oder lieferten sich letzte, verzweifelte Kämpfe, weil sie nicht in Gefangenschaft geraten wollten.

Doch Freude über den errungenen Sieg wollte sich nicht einstellen. Es war das erste Mal gewesen, dass Chakotay einen Mann mit bloßen Händen getötet hatte. Die Rohheit dieses Augenblicks war so viel intensiver gewesen als all die Male, wo er auf feindliche Schiffe gefeuert und auf einen Schlag ein Dutzend Leben ausgelöscht hatte.

In diesem Moment wurde ihm wieder klar, wie hoch der Preis seines neuen Lebens als Maquis wirklich war. Er war aus der Sternenflotte ausgetreten, um die Lebensweise und die Werte seines Volkes zu verteidigen. Doch was, wenn er irgendwann seine eigenen Werte verlor? Würde er beim nächsten Mal noch so bestürzt sein über die Erkenntnis, dass er einen Cardassianer zu Tode geschlagen hatte? Chakotay fürchtete sich davor, dass er eines Morgens aufwachte und ein anderer war, und zwar ohne dass er es wirklich bemerkt hatte.

Als er und seine Leute auf die *Liberty* zurückkehrten, dachte er daran, dass er in den Augen der Föderation jetzt nicht nur ein Geächteter war, sondern auch ein Mörder. Aber was konnte er schon dagegen tun?



22. Januar 2371

Trebus

„Tuvok, wie viele sind es?“, fragte Chakotay.

Der Vulkanier an den Sensorkontrollen las seine Instrumentenanzeigen ab und sagte kühl: „Zwei weitere Abfangmaschinen der *Hideki*-Klasse, Position eins-dreissieben, rasch näherkommend.“

B’Elanna Torres zu Chakotays Linken fuhr sich durch die ungebändigte Mähne und stieß einen zügellosen Fluch aus. „*Verdammt!* Wo sind die plötzlich hergekommen?“

„Sie müssen im Hinterhalt gewartet haben.“, mutmaßte Seska im Achterbereich der Brücke alarmiert.

„Das ist wahrscheinlich.“, stimmte Tuvok zu. „Vermutlich haben sie die Strahlung des Mondes im Pleus-System zur Verschleierung ihres Anflugs genutzt.“

Chakotay bemühte sich darum, die Fassung zu wahren. Gleichwohl konnte kein Zweifel daran bestehen, dass

ihre taktische Situation schlecht war. Vor mehreren Stunden war die *Val Jean* mit ein paar verbündeten Schiffen aufgebrochen, um drei Eindringlinge abzufangen, die allem Anschein nach einen direkten Kurs nach Trebus gesetzt hatten. Es handelte sich um drei cardassianische *Hideki*-Kampffjäger.

Obwohl Trebus an den Föderationsraum angrenzte und der Maquis sich in den zurückliegenden Monaten verbissen darum bemüht hatte, die für unabhängig erklärten EMZ-Kolonien abzuriegeln, war es den Cardassianern mit ein paar kleineren Einheiten gelungen, ungesehen bis zu dieser Position durchzubrechen. Dies war kein einzelner Vorfall, sondern hatte sich allein in den vergangenen vier Wochen bereits dreimal ereignet.

Chakotay zog daraus seine Schlussfolgerung: Die Cardassianer waren dabei, ihre Strategie zu verändern. Sie wurden deutlich aggressiver. Spätestens mit Anbruch des Jahres ließen sie unverhohlen militärische Verbände in die EMZ einfliegen, um gegen den Maquis vorzugehen. Noch im letzten Sommer hatte das Zentralkommando alles daran gesetzt, eine heimliche Bewaffnung der cardassianischen Standorte in der Zone durchzuführen, fernab von den Augen der Föderation. Das Ziel hatte darin bestanden, die cardassianischen Siedler hochzurüsten und anschließend über Methoden der hybriden Kriegsführung – die nicht zum Zentralkommando zurückverfolgt werden konnten – gezielte Provokationen und

Konflikte auszulösen, um die lästigen Ex-Föderationsbürger zu vertreiben. Damals hatte durch das entschlossene Wirken von Calvin Hudson der cardassianische Spuk aufgedeckt werden können.

Heute jedoch kümmerte es niemanden mehr im Zentralkommando, auf leisen Sohlen unterwegs zu sein. Die nächste Eskalationsstufe war gezündet worden. Angestachelt durch den beherzten Widerstand in der EMZ und die Unfähigkeit der Föderation, ihm Einhalt zu gebieten, nahmen die Cardassianer nun offenbar auch eine Gefährdung des Verhältnisses zur Planetenallianz billigend in Kauf, wenn sie dadurch die aufmüpfigen Kolonien zerschlagen konnten. Immerhin sah man sie laut Friedensvertrag als cardassianisches Eigentum an, und nur wenige Völker waren so habgierig wie die Cardassianer.

Mit Entsetzen dachte Chakotay an die Subraumnachrichten zurück, die er vor einigen Tagen erhalten hatte. Der Planet Salva II, eine EMZ-Welt nahe des cardassianischen Raums, war kürzlich von cardassianischen Truppen brutal geräumt worden. Dutzende Zivilisten waren bei den Bombardements und anschließenden Razzien getötet worden. Die Siedler waren nach Marva IV geflohen und versuchten sich dort irgendwie durchzuschlagen, in der Hoffnung, eines Tages wieder zu ihren Häusern, Farmen und Schulen zurückkehren zu können. Ein beträchtlicher Teil hatte sich dem Maquis angeschlossen.

Salva II war zum Symbol eines Schicksals geworden, das allen für ihre Selbstbestimmung eintretenden Planeten in der EMZ blühte. Auf Cardassia Prime war ganz offensichtlich der Entschluss gefällt worden, dass nun Feuer mit Feuer bekämpft werden musste. Für die Maquis-Kolonien bedeutete dieser Kurs selbstverständlich eine deutlich verschärfte Gefahr. Zwar traute sich das Zentralkommando bis dato noch nicht, schwere *Galor*-Kreuzer in die Zone zu entsenden, aber kleinere, wendigere Schiffe, die ‚unter dem Radar‘ blieben, wurden ohne zu zögern eingesetzt.

Die *Val Jean* war unter Begleitung zweier kleinerer bajoranischer Spurjäger gestartet, um die *Hidekis* unweit von Trebus abzufangen. Es war zu schweren Kampfhandlungen gekommen, in deren Folge der Maquis zwar den Sieg davontrug, aber Chakotays Geleitschutz vernichtet wurde. Die *Val Jean*, selbst schwer in Mitleidenschaft gezogen, hatte sich gerade auf dem Rückweg befunden, als schlagartig auf den Sensoren zwei weitere Kampfjäger erschienen, die dabei waren, ihnen den Weg abzuschneiden. Mit dieser Situation mussten sie nun umgehen – koste es, was es wolle.

„Gibt es eine Chance, dass wir rechtzeitig Verstärkung herholen können?“, fragte Seska nervös.

Chakotay schüttelte den Kopf. „Wir sind auf uns gestellt. B’Elanna, Schadensbericht.“, forderte er seine Cheffingenieurin auf.

„Wir haben einen ordentlichen Schaden am primären Schildgenerator.“, berichtete die Halbklingonin. „Deflektoren verlieren weiter an Energie. Und der Großteil der Waffen ist ausgefallen.“

Chakotay biss die Zähne zusammen über die schlechten Neuigkeiten. Er rief eine Sternenkarte der näheren Umgebung auf und traf eine spontane Entscheidung. „Ich setze einen neuen Kurs. Zwei-sieben-eins.“

Seska klang entsetzt: „Du hast doch nicht ernsthaft vor, in diesen Asteroidengürtel einzufliegen?!“

„Hast Du vielleicht eine bessere Idee? Einen direkten Kampf werden wir niemals überstehen. Nicht bei diesen Schäden.“

Alle auf der Brücke schienen kurzzeitig den Atem anzuhalten, doch der Verstand teilte jedem mit, dass ihre Alternativen rar gesät waren.

Chakotay wandte sich erneut an B’Elanna. „Funktioniert die manuelle Bordkanone am Heck noch?“

„Ich glaube schon.“ Ihr Blick wurde finster. „Warum?“

Chakotay antwortete ihr zunächst nur mit einem humorlosen Grinsen. „Ich glaube, auf der Erde nannte man es mal Taubenschießen. Sagt Ayala, er soll den Geschützstand bemannen, während ich zusehe, wie wir sie ausmanövrieren.“

Mehr mit Instinkt als nach Instrumenten fliegend, steuerte Chakotay die *Val Jean* wenige Minuten später in den Strom von Felsbrocken. Hastig blickte er auf die Abtaster, die ihm verrieten, dass die beiden *Hidekis* nach wie vor Jagd auf ihn machten.

Asteroiden und Kometentrümmer hagelten in endloser Folge am Schiff vorbei. Ein kleines Exemplar prallte mit lautem, widerhallendem Klirren vom Rumpf ab, erschreckte B'Elanna und veranlasste Seska zu einem bajo-ranischen Stoßgebet.

„So ein Mist, jetzt können wir neu lackieren.“, gab Seska etwas Galgenhumor zum Besten.

Zwei riesige Asteroiden taumelten auf das Maquis-Schiff zu, woraufhin Chakotay ein tollkühnes Ausweichmanöver vollführte, das sie in letzter Sekunde aus der Flugbahn des Gesteinsklotzes riss. Währenddessen eröffnete Ayala im Heckgeschütz das Feuer auf die Verfolger.

Chakotay forderte B'Elanna auf, alles ihr Mögliche aus dem Triebwerk herauszuholen, und dann flog er das

wohl waghalsigste Manöver seines bisherigen Lebens. Es führte durch Felsschluchten und über zerklüftete Krater, hinein in Öffnungen und durch labyrinthartige Höhlentunnel.

Die cardassianischen Verfolger erwiesen sich als fähig und verbissen, denn sie blieben an der *Val Jean* dran, und zugleich gelang es ihnen über lange Strecken, Ayalas gut gezielten Salven zu entgehen.

Letzten Endes aber kam Chakotay im richtigen Moment ein Einfall: Er stellte eine Verbindung zum Heckgeschütz her und forderte Ayala auf, den Tunnel zum Einsturz zu bringen, den sie soeben durchflogen.

Den Cardassianern blieb keine Zeit mehr zum Stoppen.





KAPITEL 14

3. April 2371

Trebus

Chakotay stand unter dem blauen Himmel seiner Heimatwelt Trebus und sog noch einmal die würzig riechende, reine Luft in seine Lungen, bevor er morgen in aller Frühe aufbrechen würde. Während er das tat, drehte er eine obligatorische Runde auf einem der Landefelder, die der Maquis hier abseits der großen Siedlung Gray Horse – wo auch seine Mutter und seine Schwester sowie der Großteil seines Stammes lebten – angelegt hatte. Was er umkreiste, war sein Schiff: der Maquis-Raider *Liberty*.

Chakotay betrachtete die an vielen Stellen verbannte und zerkratzte Außenhülle und stellte fest, dass diese ihm so vertraut war wie ein alter Freund. Der große Fleck an der rechten Warpgondel erinnerte ihn an die erste Auseinandersetzung mit einem cardassianischen

Kreuzer. Inzwischen verfügte er über weit mehr Erfahrung und wusste, wie man Patrouillen auswich. Er hatte sein taktisches Wissen und Gespür für gefährliche Situationen verfeinert und verstand es, mit einem hoffnungslos überlegenen Gegner umzugehen. Zudem hatte er gelernt, durch die Badlands zu steuern und ihre Schlupfwinkel zu nutzen. Die Außenhülle dokumentierte es: Plasmaentladungen während zahlloser Flüge durch die stürmische Raumregion hatten Brandspuren an den Bugkanten und am Steuerbordrumpf verursacht.

Der Umstand, dass diese Überbleibsel an der *Liberty* ihre Geschichte und Erfolge dokumentierten, erfüllte ihn mit Stolz, Zufriedenheit und Zuversicht. Früher, als Sternenflotten-Offizier, hätte er niemals so gedacht. Er hätte einfach nur hässliche Flecken, Macken und (potenzielle) Schäden erkannt, die schleunigst zu beseitigen waren. Hier, mitten in der EMZ, fehlten die Mittel und Möglichkeiten, ein Schiff auf Hochglanz zu polieren und perfekt zu warten. Trotzdem steckte gerade in dieser Imperfektion eine Lebendigkeit, die ihresgleichen suchte. Hinzu kam, dass das Schiff, welches vor ihm auf der Landefläche stand, derart oft geflickt, modifiziert, umgerüstet und erweitert worden war, dass man es nur als individuell bezeichnen konnte. Der Begriff ‚Standard-Konfiguration‘ war im Maquis fehl am Platze.

Erst vor kurzem hatte Chakotay sich dazu entschlossen, seinen Raider umzubenennen. Irgendwie erschien es

ihm angemessen. Seitdem er das Schiff von Michael Eddington bekommen hatte, war er mit ihm im wahrsten Sinne des Wortes durch Dick und Dünn gegangen. Da war ihm der Gedanke gekommen, dass es einen Namen brauchte, mit dem er sich als Kommandant voll und ganz identifizieren konnte. Und einer der Vorzüge, Maquis-Captain zu sein, bestand nun einmal darin, sein Schiff selbst taufen zu dürfen. *Val Jean*, wie Eddington das Schiff genannt hatte, war nicht der Name, der zu Chakotays Selbstverständnis passte.

Er hatte nachgedacht und zur Erkenntnis gefunden, dass er – anders als andere Weggefährten beim Maquis – niemals ein Rebell aus Leidenschaft gewesen war. Er sah nicht wie Michael Eddington eine verwegene Rolle als Ritter der Entrechteten für sich, um eine Art postmodernen Jean Valjean zu mimen. Er lebte keine romantische Vorstellung. Auch stand ihm – anders als beispielsweise seinem Crewmitglied Kenneth Dalby – nicht der Sinn danach, Rache an den Cardassianern zu üben, ihnen irgendetwas heimzuzahlen, so traumatisch die Ermordung seines Vaters durch einige Unionsmilitärs für ihn auch war. Es ging ihm einfach nur darum, sein Volk und andere Kolonien vor cardassianischer Barbarei und Willkür zu schützen. Chakotay hatte sich stets als Mann des Friedens gesehen, den die Umstände zum Krieg gezwungen hatten. ‚Freiheit‘ lautete die Überschrift seines Selbstverständnisses als Maquis. Aus diesem Grund hatte er auch entschieden, dass die Zeit reif war, sein Schiff

nachträglich in *Liberty* umzubenennen. Er spürte, wie die Bindung zu diesem alten, treuen Ross dadurch nur noch enger wurde.

„Hallo.“, sagte eine Stimme in seinem Rücken. Er drehte sich um und sah Seska in einer allzu koketten Pose; das linke Bein angewinkelt, die rechte Hand in der Hüfte. Er hatte sie vor ziemlich genau vierzehn Monaten kennengelernt. Seit jenem denkwürdigen Tag war diese Frau der allzu vielen Talente zu einem der wichtigsten Mitglieder seiner Crew geworden. Und sogar noch mehr.

„Hallo.“, erwiderte er mit dünnem Lächeln.

Seska trat neben Chakotay ans Geländer und betrachtete für einen Augenblick mit ihm die *Liberty*. „Es herrscht reger Betrieb.“, stellte sie daraufhin fest. „Auch auf den anderen Landeplätzen. Brechen wir wieder auf?“

„Gleich morgen früh.“, ließ er sie wissen. „Gib den übrigen Besatzungsmitgliedern Bescheid. B’Elanna soll dafür sorgen, dass die *Liberty* um Punkt neun Uhr startklar ist.“

„In Ordnung.“ Das Blitzen in Seskas Augen wies auf Interesse hin. „Für wie lange müssen unsere Vorräte reichen?“

„Wir sollten genug für zwei Wochen an Bord nehmen.“

„Zwei Wochen...“, murmelte Seska nachdenklich. „Das hört sich nicht gerade nach einer Kleinigkeit an.“

„Ist es auch nicht.“

Sie verschränkte die Arme. „Worum genau geht es?“

Chakotay sah sie an und zögerte kurz. Bei jedem anderen, der ihm diese Frage gestellt hätte – ausgenommen B’Elanna Torres –, wäre er sofort misstrauisch geworden. Da der Maquis zwischen zwei großen Mächten operierte, die ihn am liebsten eliminiert sehen wollten, stand er in der ständigen Gefahr, dass Informationen über seine Aktivitäten nach außen sickerten. Und da er mit Mann und Material nicht punkten konnte, waren Überraschungsmoment und Unberechenbarkeit seine größten Vorteile. Allerdings vertraute Chakotay Seska; er tat es beinahe blind. Sie hatte in so kurzer Zeit bereits so viel Großartiges für ihn, sein Schiff und den Maquis geleistet, dass er ihre Loyalität nicht in Zweifel zog. Abgesehen davon kannte er sie auf einer sehr persönlichen Ebene, auch wenn sie ihre Liebesbeziehung vor einiger Zeit beendet hatten.

In Seska hatte er jemanden gefunden, mit dem er über alles reden konnte: über seine Vertrauenskrise im Hinblick auf die Sternenflotte und die Föderation, über seine Wünsche und Ängste. Seska schien selbstlos zu sein. Sie kämpfte an seiner Seite, ohne sich davon etwas zu versprechen oder etwas zu verlangen – außer vielleicht

ein wenig Spaß am Ende einer Mission. Als bajoranische Freiheitskämpferin hatte sie den Cardassianern ihr Leben lang Widerstand geleistet, um Bajor zu befreien. Sie und ihre Familie waren nach Nivoch, auf eine Welt in Föderationsreichweite, geflohen, doch das hatte sie nicht davon abgehalten, auch weiter beherzt für die Befreiung ihres Volkes zu kämpfen. Doch als der Friedensvertrag zwischen Föderation und Cardassia ausgehandelt worden war, war ihre Welt den Cardassianern zum Geschenk gemacht worden. Seska war so vom einen in den anderen Widerstand gerutscht, und erneut ging es gegen die Cardassianer.

„Diesmal ist es eine große Sache.“, sagte Chakotay. „Ich werde die Crew aber erst morgen in aller Frühe informieren, was genau wir vorhaben. Und bis dahin wirst Du Stillschweigen bewahren.“

„Versprochen.“

Chakotay sah auf ihre hübsche geriffelte Nase hinab und hielt nicht länger inne. „Wir werden uns mit zwei anderen Maquis-Zellen koordinieren und mit zwölf Schiffen einen Überraschungsangriff auf die Ponjab-Werften starten.“

Seska riss die Augen auf. „Ponjab? Bei den Propheten! Ist das nicht Selbstmord?“

„Nicht, wenn wir es klug anstellen.“

Ponjab lag jenseits der EMZ, tief in cardassianischem Gebiet. Dorthin hatte sich noch nie eine Maquis-Schwadron hingewagt. Das hieß aber auch, dass die Cardassianer so tief in ihrem Hoheitsgebiet nicht mit einem solchen Angriff rechneten. Nach allem, was man wusste, war das Ponjab-System *der* Knotenpunkt für die cardassianische Militärmaschinerie, die in die Zone entsandt wurde, um gegen die Aufständischen vorzugehen. Wenn es gelang, diese Werften in Schutt und Asche zu legen, würden die Cardassianer Probleme bekommen, ihre Patrouillen in der derzeitigen Form aufrecht zu erhalten. Chakotay und die anderen Maquis-Kommandanten hofften, dadurch längerfristig eine Art Schutzgürtel errichten zu können.

„In unserer letzten Besprechung waren Hudson, Edgington, Sveta, Ro Laren und ich einer Meinung.“, erzählte Chakotay. „Wenn wir die Cardassianer wirksam zurückdrängen wollen, reicht es nicht, einfach nur ihre Versorgungsdepots und Frachtschiffe anzugreifen. Wir müssen ihre Militärinfrastruktur unmittelbar zerstören. Und nebenbei gelingt es uns womöglich, ein paar *Hideki*-Jäger zu erbeuten.“

„Ihr wollt was?“

Chakotay genehmigte sich einen verwegenen Ausdruck. „Ich sagte doch, es wird eine große Sache diesmal. Das wäre absoluter Trumpf.“ Er ballte eine Faust.

„Stell Dir vor, welche taktischen Möglichkeiten wir gegen die Löffelköpfe hätten, wenn wir uns als einer der ihren ausgeben könnten. Für unsere Guerillakriegsführung wären einige dieser Schiffe unglaublich wertvoll...“

Seska pfiß durch die Zähne. „Abgesehen davon, dass wir eine Menge über die Schwachstellen der verfluchten Cardies lernen könnten.“

Sie sah seinen Punkt. „Aus diesem Grund“, fuhr Chakotay fort, „werden wir unsere dreißigköpfige Crew um weitere zehn Mann aufstocken. Carlson und seine Leute werden morgen kurz vor unserem Abflug eintreffen. Ich weiß, es wird ganz schön eng werden, doch ich denke, es ist die Sache wert.“

„Da habt Ihr Euch ja einiges vorgenommen.“ Seska ließ Atem entweichen. „Das wird ein ganz schönes Risiko.“

Chakotay nickte ernst. „Das ist es. Vermutlich steht uns der bislang schwierigste Einsatz bevor. Aber Risiko gehört zu unserem Geschäft. Und ich versichere Dir: Wir *können* Erfolg haben. Wir *werden* Erfolg haben. Wir werden den Cardassianern einen Schlag verpassen, von dem sie sich nicht mehr so schnell erholen werden.“

Er war weit davon entfernt, die Gefahr zu unterschätzen, die vor ihnen lag, doch er war voller Optimismus, dass es gelingen würde, die cardassianischen Werften mit einem Überraschungsangriff zu zerstören. Noch ahn-

te Chakotay nicht, dass Ponjab dem Maquis beinahe das Genick brechen würde. Die Cardassianer würden gut vorbereitet aus dem Hinterhalt kommen und den Angriffsverband mit einer ganzen Maschinerie aus Schiffen und Abwehrsystemen in die Zange nehmen. Die große Offensive der Rebellion würde in einer dramatischen Flucht enden, bei der die zwölf Maquis-Schiffe sich trennten, jedes Einzelne um sein Leben laufend, zurück in Richtung Badlands. Die *Liberty* würde von der *Vetar*, dem *Galor*-Kreuzer unter Gul Eveks Kommando, gejagt werden.

Chakotay würde nie Gewissheit darüber erlangen, was der Grund für das spektakuläre Scheitern der Operation gewesen war. Eine Weile nahm er an, dass er und die übrigen Anführer der einzelnen Zellen sich in einem Anflug von Übermut an einem zu großen Brocken verschluckt hatten. Denn Übermut kam ja bekanntlich vor dem Fall. Doch als er wenige Monate nach der Strandung im Delta-Quadranten erfuhr, dass er eine cardassianische Spionin in seiner Mannschaft gehabt hatte, zog er erstmals in Betracht, dass es nicht cardassianische Genialität und Voraussicht, sondern Verrat gewesen war, der ihn beinahe Kopf und Kragen kostete.



KAPITEL 15

Noch wenige Stunden bis zum Start, und B'Elanna Torres war in ihrem Element. Kaum hatte Seska der Besatzung am gestrigen Nachmittag Bescheid gegeben, dass ein neuer Aufbruch bevorstand, war B'Elanna mit ihrer neunköpfigen Technikermannschaft (darunter Hogan und Jonas) in den Maschinenraum eingekehrt und hatte die Nacht durchgemacht. Angesichts der großen Herausforderungen, die sie erwarteten, hatte die Ingenieurin alles daran gesetzt, aus einem beinahe vier Dekaden alten Schiff so viel Potenzial herauszukitzeln, als habe es nur halb so viele Jahre auf dem Buckel.

B'Elanna war überzeugt, mit den Verbesserungen, die sie implementiert hatte, würde die *Liberty* Chakotay ins Staunen versetzen. Eine dieser Optimierungen bestand darin, dass sie den Energiewandler so umgebaut hatte, dass das Schiff eine konstante Reisegeschwindigkeit von Warp sieben stabil aufrechterhalten konnte. Zudem war es ihr gelungen, die Torpedoabschussfrequenz des Heckwerfers zu erhöhen, ohne dass dieser heiß lief. Hof-

fentlich würde die Praxis das gleiche Ergebnis zeitigen wie die Simulationen, die sie durchgeführt hatte.

B'Elanna hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, ihren Kommandanten zu beeindrucken, und das spornte sie an. Der neunzehn Jahre ältere Chakotay war wie eine Vaterfigur für sie. Er gab ihr mit seinem klaren moralischen Kompass und seiner Besonnenheit Halt und Stabilität, er zügelte ihre temperamentvolle Natur, aber er stellte auch Anforderungen an sie. Nachdem sie festgestellt hatte, dass er mit Lob und Anerkennung nicht sparte, wenn sie ihn zufriedenstellte, war ihr Ehrgeiz, gute Arbeit abzuliefern, voll entbrannt.

Seit er sie an jedem denkwürdigen Tag Ende 2369 vor einem Dreigespann schießwütiger Nausicaaner auf Limbaria IX rettete und zu einem wertvollen Teil seiner Mannschaft machte, war eine Stetigkeit in ihr Leben eingeleitet wie selten zuvor. Heute betrachtete sie Chakotay als den engsten Freund, den sie hatte, und durch ihn hatte sie rasch neue Freunde gefunden: Seska, Ayala, Tabor... Sie betrachtete die *Liberty* und ihre Mannschaft als ihr Zuhause, ihre Familie. Das war bemerkenswert für eine Halbklingonin, die es nie gut verstanden hatte, Freundschaften zu schließen – weder auf der Welt ihrer Geburt, Kessik IV (wo sie immer eine Außenseiterin gewesen war), noch im Klingonischen Reich (wohin sie nach der Trennung ihrer Eltern gebracht wor-

den war) oder auf der Sternenflotten-Akademie, die sie einige Jahre später vorzeitig verlassen hatte.

Noch bemerkenswerter war es für eine Frau, die nach dem frühen Zerfall ihres Elternhauses nicht geglaubt hatte, jemals wieder Teil einer Familie zu sein. Doch bei Chakotay war alles anders geworden. Sie hatte Leute gefunden, die sie verstanden, weil sie einen ähnlich schwierigen Lebensweg gehabt hatte. Nicht eine dieser Bilderbuchübermenschbiografien wie manche Sternenflotten-Offiziere sie aufwiesen – hier umgaben sie Personen mit richtigen Ecken, Kanten und Narben. Ein wenig war der Maquis wie ein Waisenhaus, ein Auffangbecken für all diejenigen, mit denen es das Leben nicht so gut gemeint hatte. Gemeinsam aber waren all diese geschundenen Seelen stark, weil sie sich gegenseitig helfen konnten. Beim Maquis hatten viele eine zweite Chance erhalten. Auch B’Elanna Torres.

Einst hatte sie in der Raumflotte einen Ausweg aus dem Elend ihrer zerrütteten Jugend gesehen, doch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Struktur der Sternenflotte war zu starr und verlangte eine Art von Anpassung, die an Unterwerfung und Selbstaufgabe grenzte. Dort hielt man nichts von Personen, die manche Dinge besser erledigen konnten, ohne pedantische Regeln und Gebote zu beachten. Es war ein System, das einem die Luft zum Atmen raubte. Deshalb befand sich B’Elanna heute hier, in der EMZ, beim Maquis. Die Arbeit unter

Chakotay war wie gemacht für sie. Hier konnte sie etwas bewirken, einen Unterschied machen, sie konnte für eine gerechte Sache eintreten, gleichzeitig war sie von Kameraden umgeben, lernte etwas über Verantwortung, Führung und Zusammenhalt, und nebenbei konnte sie einen passablen Lebensunterhalt verdienen. Und all das ohne die verfluchte Protokoll- und Vorschriftenmanie der Sternenflotte.

Trotzdem hoffte sie, dass die Sternenflotte eines Tages aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte und erkannte, wer die Cardassianer in Wahrheit waren und dass die Föderation mit der Unterzeichnung dieses Friedensvertrags einen dramatischen Fehler begangen hatte. Sie hatte Millionen ihrer eigenen Bürger zur Verhandlungsmasse gemacht und daraufhin einer erbarmungslosen und äußerst gewalttätigen Spezies zum Fraß vorgeworfen, nur um diese zu besänftigen. Aber die Cardassianer *konnte* man nicht zähmen; nicht auf Dauer.

Die bevorstehende Zerstörung der Ponjab-Werften führte vielleicht dazu, dass der Maquis auf den Welten der Föderation noch mehr Unterstützung gewann. Wenn die Freiheitskämpfer es vollbrachten, die öffentliche Meinung in der Planetenallianz auf ihre Seite zu ziehen, würden der Föderationsrat und der Präsident früher oder später reagieren müssen. Doch bis es soweit war, würde der Maquis noch eine ganze Weile auf sich selbst gestellt sein, da gab sie sich keinen Illusionen hin. Viel-

leicht würde er *immer* auf sich selbst gestellt sein. Aber das Gute war, dass hier niemand die Erlaubnis der Föderation brauchte – der Maquis tat das, was er für richtig hielt, und er handelte einfach. Er hatte jedes Recht dazu.

Wenige Stunden vor dem Starttermin lag Tuvok unter der Wissenschaftsstation auf der Brücke der *Liberty* und war gerade damit beschäftigt, mittels einer Feinkalibrierung der Navigationsgyros die volle Leistungsfähigkeit der lateralen Sensoren sicherzustellen. Während er das tat, dachte er über den bevorstehenden Einsatz nach.

Chakotays Bekanntgabe des Angriffs auf Ponjab war sehr spät gekommen. Vermutlich wollte er sichergehen, dass keinerlei Informationen nach außen sickerten und womöglich an die Cardassianer drangen. Dafür war die Mission zu heikel. Inzwischen war jedermann an Bord im Bilde, und seitdem klar war, wie der Einsatz aussehen würde, spürte Tuvok, wie die Nervosität in der Crew stündlich anstieg. Nicht, dass es in der Vergangenheit keine brenzlichen Angriffe auf cardassianische Stellungen gegeben hatte, aber eine Werftanlage – die noch dazu jenseits der EMZ lag – hatte der Maquis noch nie atta-

ckiert. Ebenso wenig waren bislang derart viele Schiffe für nur eine Offensive gebunden worden.

Dass sich die Führungsriege der Widerstandsbewegung – der auch Chakotay seit einer Weile angehörte – inzwischen zu solch gewagten Vorstößen durchringen konnte, war ein wichtiger Hinweis darauf, wie sehr die Dinge in Bewegung waren. Der Maquis hatte in den vergangenen Monaten bedeutende Siege errungen, Boden gutgemacht, den Cardassianern eingeheizt. Nun wollte man den nächsten Schritt gehen und nahm im Verlassen auf die eigenen Fähigkeiten ein Risiko in Kauf, das noch vor wenigen Monaten indiskutabel gewesen wäre.

Zweifellos war dieser Spionageeinsatz äußerst lehrreich für Tuvok gewesen. Er hatte erlebt, wie aus einer in erster Linie defensiv agierenden Schar vereinzelter, unkoordinierter Zellen binnen weniger Monate ein schlagkräftiger, zunehmend zentral geführter Verbund geworden war, der inzwischen Charakteristika einer im Entstehen begriffenen Nation aufwies. Ganz zu schweigen von der enormen Unterstützung und dem Zulauf, den der Maquis spätestens seit Anbruch dieses Jahres erfuhr.

Die Widerständler erhielten Nachschub aus unbekannten Quellen, offenbar auch über Sternenflotten-Kanäle. Sie verfügten zudem über gut ausgebildetes Personal mit großer Entschlossenheit, Mut und erstaunlichen Kreativitätsressourcen. So war es möglich gewesen, dass der Maquis sich in letzter Zeit zu einer immer ernsteren Be-

drohung für die strategischen und machtpolitischen Interessen der Cardassianer entwickelt hatte. Und zugleich für den außenpolitischen Status quo mit der Föderation.

In dieser aufgeheizten Situation war Tuvok seinem Auftrag so gut er konnte nachgegangen. Mit großer Aufmerksamkeit hatte er alle Nuancen im Verhalten jedes einzelnen Individuums in Chakotays Mannschaft beobachtet und an den Geheimdienst der Sternenflotte weitergeleitet. Er wusste: Die Informationsanalytiker des SIA verbanden die von ihm gewonnenen Daten mit einem weitaus größeren Kontext. Es war nicht notwendig, dass er selbst Schlüsse zog; er brauchte nur in regelmäßigen Intervallen möglichst ausführlich zu berichten, was geschah. Dennoch hatte Tuvok inzwischen einen guten Eindruck von den Fähigkeiten und der Moral des Maquis gewonnen.

Aller Voraussicht nach in fünf oder sechs Wochen ging sein gegenwärtiger Einsatz planmäßig zu Ende. Dann würde er seinen neuen Posten als Taktik- und Sicherheitschef an Bord der *Voyager* antreten, eines neuen Raumschiffs der *Intrepid*-Klasse unter dem Kommando seiner geschätzten Freundin Kathryn Janeway, das derzeit in Utopia Planitia fertiggestellt wurde⁴. Es war speziell für

⁴ Tuvok war bereits beim Maquis gewesen, als er davon erfuhr, dass Janeway den Befehl über die *Voyager* erhalten würde. In den kommenden Wochen hatten beide über seine geheime Trägerwelle korrespondiert. Janeway hatte ihm das Angebot

taktische Langstrecken- und Aufklärungsmissionen ausgerüstet und sollte als erstes Sternenflotten-Schiff seiner Größe imstande sein, durch schwerwiegende Plasmastürme zu manövrieren. Tuvok vermutete, dass die *Voyager* nach Beendigung seiner verdeckten Mission zunächst dazu eingesetzt werden würde, die Badlands gründlich zu kartografieren und versteckte Basen und Schlupfwinkel des Maquis ausfindig zu machen. Insofern hoffte er, dass er Janeway durch sein mannigfaltiges Vorwissen aufgrund der Unterwanderung des Maquis gute Dienste leisten konnte.

Nun, da das absehbare Ende seines Undercovereinsatzes nahte, musste Tuvok sich eingestehen, was einem Vulkanier nur schwerfallen konnte: dass er mit einem unaufgeräumten Befinden, ja beinahe Unbehagen auf das Missionsziel blickte, das seine Befehle vorgaben. Nach Meinung seiner Auftraggeber hatte er lange genug observiert – bald würde es an der Zeit für den Zugriff sein. Eine sorgsam vorbereitete Falle sollte zuschnappen und Chakotay und seine Anhänger in eine Strafkolonie der Föderation wandern lassen. Obwohl Tuvok noch keine konkreten Anweisungen bekommen hatte, wusste er, dass man eines nicht allzu fernen Tages von ihm erwarten würde, die *Liberty* bei nächster sich bietender Gelegenheit mit einem Trick in die Hände der Sternenflotte zu spielen.

unterbreitet, ihr Zweiter Offizier und leitender Sicherheitsoffizier zu werden. Er hatte angenommen.

Mit beinahe hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit würde er dies auch tun, sobald sich eine entsprechende Situation bot. Und trotzdem konnte Tuvok nicht leugnen, dass ihm im Laufe des letzten halben Jahres, da er nun schon für Chakotay arbeitete, seine professionelle Distanz teilweise abhandengekommen war. Natürlich hätte er nie jemandem davon erzählt. Er vermochte nicht zu leugnen, dass die Hingabe und der Zusammenhalt der Maquisarden beispielhaft waren. Dem wohnte etwas inne, das ihm imponierte. Moralisch waren sie vermutlich sogar im Recht, wenn Tuvok ganz ehrlich war. Und Chakotay war ein beeindruckender Anführer mit einem hoch entwickelten Gespür für richtiges Verhalten in einer mehr oder weniger gesetzlosen Zone des Raums.

Aber Fakt war nun einmal, dass der Maquis, je mehr Auftrieb er bekam, den Frieden zwischen der Föderation und Cardassia destabilisierte. Und ein möglicher neuer kriegerischer Konflikt zwischen diesen beiden großen Mächten war eine schlichtweg inakzeptable Perspektive. Die Kämpfe in den 2350er Jahren hatten Zehntausende von Opfern gefordert. Sie waren so schlimm gewesen, dass manch einer in der Föderation von den ‚Cardassianischen Kriegen‘ sprach, obwohl de facto nie eine Kriegserklärung ausgesprochen worden war. Der Weg zu einem Waffenstillstand und friedlichen Übereinkommen war äußerst lang und kräftezehrend gewesen. Daher musste alles unternommen werden, um die Rebellion in der EMZ zu stoppen, so bedauernswert das auch sein

mochte. Wenn man bedachte, dass das kürzlich im Gamma-Quadranten entdeckte Dominion sich zu einer veritablen Bedrohung für den Alpha-Quadranten entwickelte, war ein intakter Frieden zwischen der Föderation und Cardassia noch weitaus bedeutsamer.

Tuvok bedauerte, dass er in Kürze dazu gezwungen sein würde, Chakotay in den Rücken zu fallen. Natürlich konnte sich ein Offizier im Zweifel dahinter zurückziehen, dass er lediglich Befehle ausführte, aber so leicht wollte Tuvok es sich nicht machen. Auch er übernahm in seiner Lage Verantwortung. Er schätzte Chakotay – ganz persönlich und im Hinblick auf die Art, wie er den Maquis mitzudenken versuchte. Er konnte ihn sogar verstehen. Und doch würde er ihn verraten müssen. Er war sich nicht sicher, ob er nach dieser Erfahrung noch einmal auf eine Undercovermission für den Geheimdienst gehen konnte. Umso mehr sah er der Zeit an Bord der *Voyager* entgegen.

- - -

Seska begab sich sofort in ihr Quartier, das sie mit B'Elanna Torres teilte. Letztere war jedoch derzeit mit den Vorbereitungen im Maschinenraum der *Liberty* so beschäftigt, dass die Luft in der kleinen Unterkunft bis

auf Weiteres rein war. Rasch kroch Seska unter ihre Kojе und tastete nach dem Geheimfach. Nachdem sie es geöffnet hatte, kam der kleine Sender zum Vorschein, den sie verwendete, um sich mit ihrem Kontaktmann in Verbindung zu setzen, einem Mitarbeiter des Obsidianischen Ordens, der für Corbin Entek arbeitete.

Vor zwei Jahren hatte sich Seska einer Operation unterzogen, um ihre cardassianischen Erscheinungsmerkmale in bajoranische verwandeln zu lassen. Sie war in die EMZ eingeschleust worden, um Informationen über den Maquis zu sammeln, nachdem Zentralkommando und Geheimdienst auf Cardassia entschieden hatten, dass man diskret und effektiv gegen die Rebellen vorgehen musste, ohne den Frieden mit der Föderation aufs Spiel zu setzen. Ihr Alibi wies sie als junge, freiheitsliebende Bajoranerin aus, die zusammen mit ihren Eltern, Geschwistern und Freunden in den letzten Jahren der Besatzung von Bajor geflohen war, um sich auf einer Kolonie anzusiedeln, die im Gebiet der später gegründeten EMZ lag. Die Seska, die sie verkörperte, war eine Frau, die zeit ihres Lebens nichts anderes gekannt hatte als den Kampf gegen die cardassianische Übermacht.

Als sie sich vor einem Dreivierteljahr mit einem abtrünnigen Commander der Sternenflotte anfreundete, der sich dem Maquis angeschlossen hatte und rasch die Hierarchie der Widerstandsorganisation hinaufkletterte, erhielt sie die Anweisung von Entek, Chakotays Beispiel

zu folgen und eine Maquisardin zu werden. Inzwischen lag ein langer, aufreibender Einsatz hinter ihr. Er hatte es mit sich gebracht, dass sie manchmal gegen ihre eigenen Leute kämpfte, um ihre Maskerade zu bewahren. Das war nicht immer einfach gewesen.

Doch jetzt deutete alles darauf hin, dass sich Seskas Mühen endlich bezahlt machten. Der massive Angriff auf die Ponjab-Werften, von dem Chakotay ihr erzählt hatte, mochte der Schlüssel sein, den sie im Schloss drehte, um den Anfang vom Ende des Maquis einzuläuten. Und wenn das erst einmal passiert war, würde sie triumphal nach Cardassia zurückkehren. Die Leichname von Chakotay und seinen rebellischen Freunden würden die Straße sein, auf der sie ihrem Ziel entgegenschritt: einer führenden Position innerhalb des Obsidianischen Ordens. Entek würde sehr stolz auf sie sein, und er würde sie königlich belohnen: Sie würde endlich Macht und Einfluss erhalten. Vorbei würden die Zeiten sein, in denen sie als kleine Undercoveragentin Feindesland infiltrierte. Sie würde selbst zu einer Wagenlenkerin der großen cardassianischen Nation aufsteigen. Und die Zeiten dafür waren günstig: Nach allem, was sie gehört hatte, plante der Orden, seine Machtsphäre auszuweiten. Dafür würde er fähige Frauen und Männern an verschiedenen Schaltstellen von Militär und Politik benötigen.

Der Sender mutete an wie ein mit einem Visier ausgestatteter Kopfhörer. Seska setzte den Apparat auf und

aktivierte ihn. Er emittierte eine Quanten-Trägerwelle, die über kurze Entfernungen hinweg eine begrenzte Anzahl von Informationen übertragen konnte. Es gab nur ein kleines Zeitfenster, das es ihr ermöglichte, ihrem Kontaktmann eine Nachricht zukommen zu lassen. Er befand sich derzeit an Bord der *Vetar*, einem mächtigen Schlachtkreuzer der *Galor*-Klasse unter Gul Eveks Kommando, welches im Moriya-System patrouillierte.

Die geringe Bandbreite sorgte dafür, dass an der Innenfläche des Visiers nur ein kleines und farblos wirkendes Gesicht eines Cardassianers erschien. „Ja.“, fragte der Mann.

Seska kam gleich zur Sache. „Ich habe etwas.“, begann sie.

„Die Koordinaten der Maquis-Basis in den Badlands?“

„Die kann ich Ihnen noch nicht liefern.“, erwiderte Seska, wohlwissend, dass der Obsidianische Orden auf genau diese Informationen wartete. Aber was sie auch tat: Sie hatte den Standort besagter Basis einfach nicht in Erfahrung bringen können. Ein Umstand, der in ihr die Befürchtung keimen ließ, dass Entek sie bald als Informantin abschrieb. Das war glücklicherweise nicht geschehen. „Aber womöglich habe ich noch etwas Besseres für Sie.“

„Ich höre.“

„Mindestens ein Dutzend Maquis-Schiffe vereinigen sich morgen bei Trebus. Sie werden tief in unseren Teil der EMZ vorstoßen. Ihr Ziel sind die Ponjab-Werften.“

Der Mann riss die Augen so weit auf, dass zu befürchten stand, sie fielen gleich aus der Fassung. „Sind Sie sicher?“, fragte er. „Nennen Sie Ihre Quelle.“

„Chakotay, Kommandant der *Liberty* und Führungsmitglied des Maquis. Soeben laufen die Startvorbereitungen.“ Seska wies nicht direkt darauf hin, dass Chakotay vermutlich nur aufgrund einer intimen Beziehung wichtige Informationen mit ihr teilte.

„Diese Neuigkeiten werden Entek zufriedenstellen. Ich leite sie unverzüglich weiter. Wir werden eine Falle vorbereiten, und dann werden uns diese dreckigen Maquisarden ins Netz gehen...“

„Wenn Sie schon dabei sind, sich den Kopf über eine Strategie zu zerbrechen: Denken Sie auch daran, mich zurückzuholen.“, fügte Seska hinzu. „Meine Mission hätte bereits vor Wochen abgeschlossen sein sollen.“

Der Mann musterte sie einige Sekunden lang und schien bereits ungeduldig zu werden. „Ich werde Entek informieren. War das alles?“

„Nein, das war es noch nicht. Ich habe herausgefunden, dass sich in Chakotays Besatzung ein Spion der Sternenflotte befindet. Ein Vulkanier namens Tuvok.“

Der Vulkanier war vor etwa einem halben Jahr eingetroffen und hatte behauptet, er könne nicht länger zusehen, wie die Föderation eine falsche, ungerechte und ihre eigenen Prinzipien mit Füßen tretende Politik praktiziere. Er hatte gesagt, er selbst habe mehrere enge Freunde in den EMZ-Kolonien verloren, was in ihm schließlich den Wunsch weckte, sich den Freiheitskämpfern anzuschließen. Chakotay hatte ihn so gut wie möglich getestet, aber angesichts von Tuvoks Fähigkeiten und Talenten konnte er nicht anders als ihn mit Handkuss zu nehmen. Normalerweise war er nicht so schnell dabei, neue Mitglieder in seine Mannschaft aufzunehmen, aber bei Tuvok war er ein kalkuliertes Risiko eingegangen, in der guten Hoffnung, dass die Motive des Vulkaniers aufrichtig waren.

Sie *waren* es nicht. Seska hatte ihn beobachtet. Tuvok hatte es clever angestellt, seine geheimen Botschaften an die Sternenflotte zu verschlüsseln und auf Trägerwellen des Maquis huckepack in Richtung Föderation zu schicken. Doch natürlich war Seska diesem Treiben früher oder später auf die Schliche gekommen. Die Verschlüsselungscodes hatte sie zum Frühstück geknackt und somit Aufschluss über alle Inhalte bekommen, die Tuvok in regelmäßigen Abständen versandte.

Seska hatte überlegt, was sie tun sollte. Zuerst erschien es ihr verlockend, Tuvok bei Chakotay zu verpfeifen und sich durch diese Tat eine noch größere Vertrauensbasis

beim Kommandanten der *Liberty* zu verschaffen. Dann jedoch war sie von diesem Gedanken abgerückt und hatte beschlossen, auf den richtigen Moment zu warten, bis mit Tuvoks kleinem Geheimnis einen noch größeren Coup landen konnte. Dieser Moment schien gekommen zu sein.

„Interessant.“

„Das finde ich auch. Ich könnte es bewerkstelligen, dass Hinweise darauf hinterlassen werden, die darauf hindeuten, dass Tuvok den Angriff auf Ponjab an die Sternenflotte weitergab – woraufhin diese das cardassianische Militär informierte. Auf diese Weise lenken wir nicht nur von uns ab, sondern könnten das Verhältnis zwischen der Föderation und dem Maquis erheblich zerrütten. Vielleicht bringen wir die Sternenflotte so dazu, dass sie aggressiver Jagd auf ihre ehemaligen Kolonisten macht.“

Der Kontaktmann lächelte grimmig. „Wenn Sie so weitermachen, Seska, dann steht Ihnen vermutlich noch eine große Karriere bevor. Gute Arbeit. Sie hören zeitnah wieder von mir.“

Die Verbindung wurde beendet. Seska entledigte sich des Senders und verstaute ihn wieder im Geheimfach. Anschließend bereitete sie vorsorglich eine kurze Textnachricht vor, die den Eindruck erweckte, vom Sternenflotten-Geheimdienst übermittelt worden zu sein. Darin

wurde der Empfang von Tuvoks Information im Hinblick auf die geplante Aktion des Maquis bei Ponjab bestätigt. Sobald Entek grünes Licht gab – womit sie rechnete –, würde Seska die Mitteilung durch ihren Sender schicken, um sie mit der aktuellen Sternzeit zu versehen. Dadurch musste es den Anschein haben, dass Tuvok den Maquis kurz nach dem Beschluss des Angriffs an die Sternenflotte verraten hatte.

Es dauerte nicht mehr lang, und Seska würde als Heldin nach Cardassia zurückkehren. Sie konnte sich nicht vorstellen, welche Kraft im Universum sie am Erreichen dieses Ziels jetzt noch hindern konnte.







KAPITEL 16

20. Januar 2378

Trebus

Chakotay sank nieder auf die verbrannte Erde von Trebus, einem Planeten im Gebiet der ehemaligen Entmilitarisierten Zone. Stille umfing ihn, *Totenstille*. Diese Stille, so wusste er, würde er sein Leben lang hören.

Er befand sich im Herzen der Siedlung. Einst hatte er hier die Geräusche des täglichen Lebens gehört: Frauen und Männer bei der Arbeit, Menschen, die sprachen und sangen und die in Harmonie mit dem Land lebten. Immer hatte man das Lachen der Kinder hören können, die auf der Wiese oder im Wald spielten, sich vergnügten und das Leben genossen, ohne etwas von der grausamen Zukunft zu ahnen.

Doch nichts war zu hören, und nichts war zu sehen. Die Siedlung war einfach verschwunden. Die Feuerwalze hatte nichts von ihr übriggelassen außer einige Asche-

und Schlackehaufen, die inzwischen teilweise vom Wind verweht worden waren. Aber der Grund war nach wie vor geschwärzt, ein letzter stummer Zeuge dessen, was mit der Gewalt eines rachsüchtigen Gottes vom Himmel gekommen war.

Nicht ein einziger Kolonist hatte das orbitale Bombardement überlebt. Trebus war von den Jem'Hadar ausgeräuchert worden. Nicht von ungefähr: Der gesamte Stamm hatte sich nach Inkrafttreten des unerträglichen Friedensvertrags zwischen der Föderation und Cardassia dem Maquis angeschlossen. Als Cardassia infolge seines Beitritts zum Dominion militärisch dramatisch erstarkte, hatte es unter seinem größtenwahnsinnigen Machthaber Gul Dukat geschworen, jede Maquis-Kolonie im cardassianischen Teil der Entmilitarisierten Zone auszuradiieren. Das mörderische Versprechen war gehalten worden – cardassianische Gründlichkeit. Niemand hatte überlebt.

Chakotay realisierte, dass er zusammen mit einer Handvoll Überlebender – unter ihnen auch seine Schwester Sekaya – zu den Letzten seines Stammes zählte. Er hatte angenommen, er wäre auf diesen Moment vorbereitet gewesen, doch er traf ihn mit voller Härte.

Ich bin einer der Letzten...

Seine Hand langte in den schwarzen Sand, zu dem Gebäude, Fleisch und Knochen geschmolzen waren. Ein Teil

von ihm wünschte sich, er wäre im Kampf um Trebus gestorben. Mit der Waffe in der Hand. Jetzt überkam ihn jedoch das Gefühl, sein Volk zum zweiten Mal verraten zu haben.

Das erste Mal hatte er so empfunden, während er der zeremoniellen Feuerbestattung seines Vaters beiwohnte, nachdem dieser in Folge seiner Verletzungen für immer die Augen geschlossen hatte. Sein Leben lang hatte er mit Kolopak überkreuz gelegen, weil Chakotay dessen traditionell-indianische Lebensweise nicht verstand und sich gegen seinen Widerstand entschloss, der Sternenslotte beizutreten. Doch als Kolopak zusammen mit einigen anderen Männern starb, nachdem sie sich dem Versuch der Cardassianer widersetzen, die Trebus-Siedler von ihrem Land zu vertreiben⁵, war alles anders geworden.

⁵ 2367 wurde der Kernfriedensvertrag zwischen der Cardassianischen Union und der Föderation beschlossen, der eine partielle Neuordnung des Grenzverlaufs und die Einrichtung der EMZ vorsah. Erst 2370 trat der Vertrag offiziell in Kraft, doch die Vorbereitungen begannen bereits Jahre zuvor. Beide Vertragspartner räumten in mehreren Phasen Koloniestandorte, die nun der jeweils anderen Seite zufallen sollten. Die Trebus-Siedler gehörten zu den ersten, die sich der Räumung aktiv widersetzen. Als die Cardassianer sahen, dass einige der ihnen zugesprochenen Planeten nicht freigegeben wurden, verübte das Unionsmilitär regelrechte Gewaltaktionen, um die Siedler zu vertreiben. Kolopak war eines der ersten Opfer. Die Föderation sah der Entwicklung in der EMZ zunächst zähneknirschend zu, wollte aber nach jahrelanger Feindschaft mit

Chakotays Augen waren geöffnet worden. Und er sah, was sich auf vielen anderen Welten zu allen Zeiten zgetragen hatte: Zwei Großmächte machten einen schmutzigen Deal auf dem Rücken einer wehrlosen Minderheit. Eine dominante Kultur unterjochte kleinere Gemeinschaften, denen die Macht fehlte, ihre Eigenständigkeit und Identität zu bewahren. Er sah auch ein Volk, das vor vielen Jahrhunderten bereits in einer solch existenziellen Situation gewesen und beinahe ausgerottet worden war.

Am 3. März 2368 war Chakotay zum letzten Mal ins Sternenflotten-Hauptquartier gegangen, hatte bei Admiral Nimembeh sein Offizierspatent niedergelegt und war in die Arme seines Volkes zurückgekehrt. Er hatte sich tätowieren lassen, um das Andenken seines Vaters und seiner Ahnen zu ehren. Er hatte geschworen, seine Leute und deren Land gegen die Unbarmherzigkeit der Cardassianer zu verteidigen. So war er zum Maquis gekommen.

Und jetzt war nur noch Asche vom Maquis übrig, ebenso wie von Trebus. Er war weit weg gewesen, als die Katastrophe ihren Lauf nahm. Schlimmer noch: Er hatte nicht einmal geahnt, was passiert, denn zu dieser Zeit war er von allen Informationen abgeschnitten gewesen. Obwohl Chakotays Verstand dagegen hielt und ihm mitteilte, dass er nichts hätte tun können, fühlte er sich trotzdem so, als hätte er zum zweiten Mal versagt. Als

Cardassia den mühsam ausgehandelten Frieden nicht aufs Spiel setzen.

~ *PATH OF DESTINY* ~

wäre nur er verantwortlich für den schwarzen Sand, der durch seine Finger rann.

„Es tut mir Leid.“, flüsterte er, während salzige Tränen in die Asche tropften. „Es tut mir Leid, dass ich nicht da war, Vater. Dass ich nichts unternehmen konnte.“ Sein Kopf sank nach vorn, und Chakotay ließ seiner Trauer freien Lauf. Bereits vor Jahren, auf der *Voyager*, hatte er erfahren, was mit der Kolonie und mit dem Maquis geschehen war. Aber es mit eigenen Augen zu sehen, war etwas ganz und gar anderes als gefühllose Berichte darüber zu lesen.

Hier stand er – kniete – vor den Trümmern von allem, wofür er gekämpft hatte. Sein *Leben* war diese Asche. Er fragte sich, ob er sich von diesem totalen Verlust jemals gänzlich erholen würde.

Im nächsten Moment legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Du bist nicht allein.“, hörte er Kathryn Janeway sagen. Und da wusste Chakotay wieder, dass er nicht *alles* in diesem Leben verloren hatte. Im unberechenbaren Strudel des Daseins war er verloren gegangen, um gefunden zu werden. Doch so vollkommen anders, als er sich dies hätte ausmalen können.

Chakotay hatte Kathryn darum gebeten, ein wenig allein sein zu dürfen. Sie war auf das im Orbit kreisende Runa-

bout zurückgekehrt, welches sie beide genommen hatten, um nach Trebus zu gelangen, und würde dort auf ihn warten.

Nun nahm Chakotay sein Medizinbündel aus seinem Rucksack und breitete es vor sich auf dem Boden aus. Das Fell war inzwischen abgenutzt von seiner langen Reise quer durch die Galaxis – eine Tatsache, die es für ihn nur umso wertvoller machte. Die Feder eines schwarzen Vogels, ein Stein aus dem Fluss und ein *Akoonah*. Er legte die Gegenstände mit Bedacht aus, bevor er sich in den Schneidersitz begab.

Er gestattete es seinen Augen, sich zu schließen, und er legte seine rechte Hand auf das *Akoonah*. „A-koo-chemoy-a.“, sprach er. „Götter meiner Väter, ich bin weit entfernt vom Land meiner Heimat. Ich wandle durch die Dunkelheit, allein und voller Angst. Ich bitte Euch, mich in dieser Dunkelheit aufzusuchen. Ich bitte Euch, mir die Erklärungen zu geben, die ich brauche.“

In Chakotays Gedanken begann es zu summen. Dabei handelte es sich um den normalen Effekt des *Akoonah*, das letzte körperliche Gefühl, bevor man die Geisterwelt betrat. Er schritt durch einen langen, dunklen Tunnel, während die Welt um ihn herum verblasste und, nachdem er den Tunnel durchquert hatte, einer neuen Welt wich.

~ *PATH OF DESTINY* ~

Vor seinem geistigen Auge sah er Höhlenwände, die von alten Schriften bedeckt waren. Er erkannte, was die Schriften sagten. Sie erzählten vom Ersten Vater und der Erhebung des Himmels. Der Raum war gefüllt mit uralten Artefakten, Figuren und spirituellen Talismanen. Er konnte sogar das sanfte Aroma von brennendem Salbei riechen.

„A-koo-chemoy-a.“, erklang eine tiefe, leicht verschwommene Stimme.

Erneut schloss Chakotay die Augen, nur um sie daraufhin wieder zu öffnen. Mit einem Mal wusste er, wo er war. Sein geheimer Ort. Es war eine kleine Lichtung in der Nähe eines Flusses, wo das Wasser sich kurz ansammelte und dann langsam das Flussbett hinunterauschte. Dieses Refugium war umgeben von hoch aufragenden Bäumen, über deren Wipfeln Sterne und Mondlicht die Nacht erhellten.

Einige Male in seinem Leben war er bereits hier eingekehrt – immer, wenn besonders viel auf dem Spiel gestanden hatte und er an eine entscheidende Weggabe gelangt war, einen Punkt ohne Wiederkehr.

Chakotay sah niemanden. Kein Zeichen, weder von seinem tierischen Berater, der Schlange, noch von irgendetwas anderem. Aber dann fing seine Nase einen eigentümlichen, süßlichen Geruch auf. Ein Geruch, der

nicht in den Wald gehörte. Und dann sah er es. Eine dünne Linie, die sich über die Bäume erhob. Qualm.

Chakotay setzte sich in Bewegung. Er näherte sich dem aufsteigenden Rauch in hohem, entschlossenem Tempo, drängte sich durch das Geäst des Waldes, bis er schließlich ein kleines Lagerfeuer erreichte, das in einem Feuerkreis aus gelegten Steinen knisterte. Und direkt daneben, auf einem umgestürzten Baumstamm, saß ein Mann und wärmte sich die Hände an der Glut.

Er existierte hier, im Umkreis der Lichtung. Er war deutlich älter als Chakotay. Sein einst rabenschwarzes Haar war durchzogen mit grauen Strähnen. Seine dunklen, rätselhaft tiefen Augen waren fest auf das verbrennende Holz vor sich gerichtet, und er blickte nicht auf, als Chakotay, der ungebetene Gast, in sein Reich eindrang. Er wirkte beinahe so, als hätte er ihn erwartet. Sein Gesicht war weise und freundlich, und über seinem linken Auge prangte die Tätowierung seines Stammes. Sie ehrte die Himmelsgeister.

„Vater?“, fragte Chakotay.

Jetzt schaute Kolopak vom Feuer auf, sein Gesicht ein Ausdruck immer wähernder Geduld. An diesem Ort war er zeitlos. „Chakotay. Komm, setz Dich zu mir, mein Sohn, und erzähl mir, warum Du hergekommen bist.“

~ *PATH OF DESTINY* ~

Ohne zu zögern, nahm Chakotay neben seinem Vater Platz. Einen Moment lang schauten sie gemeinsam ins Feuer. Der Abglanz der Funken war wunderschön und klar. „Ich bin nach Trebus zurückgekommen, Vater.“, sagte er zuletzt.

Kolopak hob die Brauen. „Warum, Chakotay?“

„Der Untergang meiner Geburtswelt... Während ich auf der anderen Seite der Galaxis war, konnte ich diese Sache von mir wegschieben. Ich hatte keine Wahl. Aber nun bin ich zurückgekehrt, und meine Vergangenheit fällt über mich her wie ein böser Geist.“

„Die Vergangenheit ist die Vergangenheit. Sie ist nicht gut und nicht böse.“, entgegnete Kolopak. „Sie ist ein Teil von Dir. Sie macht Dich zu dem, der Du bist. Und wir alle brauchen unseren urpersönlichen Schmerz, um zu wissen, wer wir sind.“

„Es ist mehr als das.“, sagte Chakotay und verfolgte, wie Kolopak einen weiteren Ast ins Feuer gab. „Ich fürchte, mein Schmerz ist der einer offenen Wunde. Als ich die Überreste unserer Siedlung sah... Da wurde mir bewusst, wie viel ich versäumt habe. Ich bin vor meinem Volk davon gelaufen, ich bin vor *Dir* davongelaufen, und als ich zurückkehrte, war es zu spät. Ich verlor Dich. Ich habe Dich im Stich gelassen. Dich, Mutter und alle anderen. Und gerade als ich erkannt hatte, dass ich hierher gehöre und um mein Land kämpfen muss, da wurde ich

weggerissen, ans andere Ende der Galaxis... Und jetzt ist nur noch Asche von allem übrig.“

„Du bist also hier, um die Geister der Vergangenheit zur Ruhe kommen zu lassen?“, erkundigte sich Kolopak.

„Ja, vielleicht.“ Chakotay erforschte sein Innerstes und sprach sehnsüchtig: „Ich möchte Frieden, Vater.“

Kolopak lächelte gütig und viel wissend. „Deine Absichten sind so rein wie Dein Herz, mein Sohn. Das ehrt Dich. Aber was Du suchst, wirst Du hier nicht finden.“ Er schürte das Feuer, während er weiter sprach. „Trebis ist nur ein Ort, Chakotay.“

„Nein, es ist viel mehr als das. Es war ein Ort, den Du und unser Volk geliebt haben. Ihr habt das Land verehrt und es sogar für heilig gehalten.“

„Ja, das stimmt.“ Kolopak blickte weiterhin ins Feuer, das ein Muster aus Licht und Schatten auf sein Gesicht warf. „Ich hatte immer meinen Glauben, meine Überzeugungen. Das Gefühl, den Traditionen unseres Stammes verpflichtet zu sein. Trebis gefunden zu haben, war ein großes Glück für mich. Aber das war meine Sicht der Dinge – nicht die Deine. Du fandest nach Trebis zurück, weil Dir ein schlechtes Gewissen gekommen war. Schuldgefühle. Was Du suchst, Chakotay, ist nicht Frieden. Du suchst nach Vergebung.“

~ *PATH OF DESTINY* ~

Seine dunklen Augen wanderten über Chakotays Gesicht, ein suchender Blick, der bis in seine Seele vordrang. „Nach Trebus zurückzukehren, hat Dir bewusst gemacht, wie viel Reue und Hass Du nach wie vor in Deinem Herzen trägst. Doch ist es der Hass auf die Cardassianer, die mich und die anderen töteten? Nein. Vielmehr ist es Hass *Dir* gegenüber. Du sagtest es selber: Du hast das Gefühl, im Laufe Deines Lebens oft nicht am richtigen Ort gewesen zu sein. Ein falsches Leben gelebt zu haben.“

Chakotay dachte über die Worte nach. „Ja, Du hast Recht, Vater. Uns blieb so wenig Zeit. Weil ich Fehler beging. Weil ich in die Ferne zog. Ich war dumm. Und jetzt ist es zu spät für alles. Das ist eine Schuld, die ich nie wiedergutmachen kann. Das ist mir nun bewusst geworden.“

Kolopak schenkte ihm einen erleuchteten und mitfühlenden Ausdruck. „Du bist ein alter Geist, Chakotay. In Deinen jungen Jahren hast Du weit mehr gesehen als die meisten Seelen in ihrem ganzen Leben. Du hast eine Menge über die Welt wie über Dich selbst erfahren. Sogar, dass die Geister des Himmels, die Beschützer unseres Volkes, wirklich existieren. Du bist ihnen begegnet. Welch unglaubliche Leistung...und welche tiefe Ehre für unser ganzes Volk.“

Es war eine der persönlichsten Missionen in seiner Zeit im Delta-Quadranten gewesen. Auf der Suche nach Polyferranit, hatte Chakotay Anfang 2372 auf einem Mond ein *CHAH-mooz-ee* entdeckt, ein religiöses Symbol des Kautschukbaumvolkes. Im Zuge eines kleinen Abenteurers war es ihm tatsächlich gelungen, Kontakt zu hoch entwickelten Fremden herzustellen, die dieselbe Tätowierung auf der Stirn trugen wie er. Sie stellten sich als Nachfahren jener Wesen vor, die dereinst die Erde besuchten und den Urvätern des Kautschukbaumvolkes ein genetisches Geschenk machten: Sie gaben ihnen eine Sprache und führten den Stamm in die warmen Regenwaldgebiete Mittelamerikas, wo er eine Blüte der indianischen Kultur auslöste.

„Ja, Vater.“, sagte er ehrfürchtig. „Die Legende ist wahr. Du hattest Recht.“

„Hatte ich das? Ich denke, ohne die Raumfahrt und ohne die Wissenschaft wäre das Geheimnis über den Ursprung unseres Volkes niemals gelüftet worden. *Du* hattest Recht, Chakotay.“ Kolopaks Augen leuchteten. „Du bist sehr weise unter all der Unzufriedenheit und den Selbstvorwürfen, die Du mit Dir herumträgst. Es gibt keinen Grund, sich schuldig zu fühlen. Du hast kein falsches Leben geführt. Du hast genau das Leben geführt, das Du Dir ausgesucht hast. Du bist *richtig*, Chakotay. Und deshalb kann ich auf meinen Sohn nur stolz sein. Du

~ *PATH OF DESTINY* ~

hast mich nicht im Stich gelassen. Nein, Du hast mich ergänzt, erweitert, ganz gemacht.“

Chakotay widersprach: „Doch, das habe ich – in vielerlei Hinsicht habe ich Dich im Stich gelassen. Ich habe alles fundamental abgelehnt, wofür Du gestanden hast. Ich habe geschworen, nie zu werden wie Du. Ich habe die Traditionen unseres Volkes mit Füßen getreten. Und dann bin ich in Wut gegangen.“

Er erinnerte sich noch gut. Die letzten Worte, die er an seinen Vater gerichtet hatte, bevor er Trebus verließ, waren voller Zorn ausgesprochen worden. Und als Chakotay zurückgekehrt war, um den an seinen tödlichen Wunden verstorbenen Kolopak in die Ewigen Jagdgründe zu geleiten, war keine Zeit mehr gewesen, sich auszusprechen. Kolopak war in dem Wissen gestorben, dass sein Sohn all jene Dinge ablehnte, die sein Leben bestimmt hatten.

„Das mag sein.“, erwiderte sein Vater ruhig. „Doch sieh Dich an. Du hast gelernt. Du bist ein besserer Mann geworden durch diese Erfahrung. Du hast nun ein Gleichgewicht gefunden – zwischen Dir und Deinem Volk. Du bist hier, weil Du Dir Vergebung von mir erwartest. Doch siehst Du: Es *gibt* nichts zu vergeben, und Du trägst auch keine Schuld.“

Chakotay ließ den Kopf hängen. „Ich hätte da sein müssen. Ich hätte Euch beschützen müssen.“

„Und hätte das etwa einen Unterschied gemacht?“, stellte sein Vater dahin. „Du wärest mit uns gestorben.“

„Dann hätte es so sein sollen. Ich wäre für etwas gestorben, woran ich geglaubt habe.“

„Noch viel schlimmer als andere zu belügen, ist es, sich selbst zu belügen, mein Sohn. Du hättest keinen Frieden gefunden, wenn Du mit uns gestorben wärest. Durch Rache findet man nie Frieden. Man geht nur in ihr verloren.“

Chakotay verfiel in Nachdenklichkeit. Nicht alle, aber viele Leute waren zum Maquis gegangen, um Rache an den Cardassianern zu üben⁶. Ihnen war zum Zeitpunkt ihres Eintritts in die Rebellion bereits alles genommen worden, und es war nur noch darum gegangen, es ihren Peinigern heimzuzahlen. Chakotay hatte stets von sich glauben wollen, dass sein Hauptmotiv, sich den Aufständischen in der EMZ angeschlossen zu haben, der Freiheitskampf im Namen seines Volkes gewesen war. Doch in schonungslos ehrlichen Momenten erkannte er, dass auch bei ihm der Aspekt der Vergeltung eine Rolle gespielt hatte. Er war vorhanden gewesen. Rache für seines Vaters Tod.

⁶ Beispielsweise eröffnete *Voyager*-Crewman Kenneth Dalby – damals ein Siedler in der EMZ –, dass die Frau, die er liebte, von Cardassianern vergewaltigt und getötet wurde (vgl. Episode *Erfahrungswerte*). Daraufhin habe er Vergeltung geschworen und sich dem Maquis angeschlossen.

~ *PATH OF DESTINY* ~

Und was wäre nun gewesen, wenn er nicht in den Delta-Quadranten versetzt worden wäre und eines Tages vor den Ruinen seiner vom Dominion vollständig vernichteten Heimat gestanden hätte? Hätte nicht spätestens dann *nur* noch die Rache existiert? Und was hätte diese totale Rache, die schließlich alles andere verschluckte, aus ihm gemacht?

„Dein Weg ist ein anderer.“, sagte Kolopak. „Löse Dich von dem Dunkel, das Dein Herz umklammert hält, suche nicht mehr in der Vergangenheit nach Antworten auf Deine Fragen, suche nicht nach Vergebung, sondern wende Dich Deiner Zukunft zu.“

Chakotay hielt inne und sah seinen Vater an. „Was meinst Du damit?“

„Du hast Dich vor vielen Jahren auf eine lange Reise begeben, mein Sohn. Eine Reise mit besonderen Personen, für die Du schon immer bestimmt warst. *Das* ist Dein Weg. Und wenn Du Dein Herz erforschst, wirst Du erkennen, dass eine dieser Personen Dein Leben weit mehr geprägt hat als ich oder der Stamm es je getan haben. Diese Person braucht Dich. Sie gehört zu den Lebenden, genauso wie Du. Sei für sie da, teile alles mit ihr, umarme mit ihr das Leben.“

Auf einmal wusste Chakotay, wen sein Vater meinte. Ungewollt kam ihr Name ihm über die Lippen. „Kathryn?“

Sein Vater legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Trebush ist tot, Chakotay. Und ich bin es auch. Lass die falschen Schuldgefühle ein für alle Mal ziehen. Überlass uns unserer ewigen Ruhe. Du kannst weder ändern, was geschehen ist, noch würdest Du in der Vergangenheit Dein Schicksal finden. Lebe Dein Leben und denke daran, dass wir im Geist immer bei Dir sind. Wir wollen nicht Deine Reue, Chakotay. Wir wollen, dass Du glücklich bist. Und wenn Du es bist, wird ein Teil von uns in Dir weiterleben.“ Er pausierte kurz. „Ein Teil von mir, mein geliebter Sohn.“

Instinktiv verstand Chakotay, dass dies das letzte Wiedersehen mit seinem Vater gewesen war. Es war das letzte Mal, dass er in die Lichtung zurückgekehrt war. „Werden wir uns wiedersehen, Vater?“, fragte er.

Kolopak lächelte, und in seinen Augen spiegelten sich Liebe und Zuversicht. „Ich bin immer bei Dir, Chakotay. Und nun geh zu ihr, mein Sohn. Sie braucht Dich – bei allem, was noch vor Euch liegt. Hier gibt es nichts mehr für Dich zu tun. Aber an Ihrer Seite kannst Du *alles* tun. Das Morgen steht Dir weit offen. Lebe, Chakotay, lebe...“

Chakotay öffnete die Augen, und das Bild vom Feuer und seinem Vater löste sich auf wie ein verblassender Traum. Er saß wieder auf dem großen Platz, inmitten der Asche

~ *PATH OF DESTINY* ~

und dem Staub der früheren Siedlung, sein Medizinbündel lag immer noch offen vor ihm.

Die Einzelheiten seiner Geistreise begannen bereits zu verschwinden. Aber an die Botschaft seines Vaters erinnerte er sich mit völliger Klarheit. Er spürte deutlich, wie die Schuld, die er empfunden hatte, aus seinem Innern wich, wie er befreit wurde von der langen, großen Last, die all die Jahre ein ständiger Begleiter gewesen war.

Er packte sein Medizinbündel ein und erhob sich. Ein letztes Mal blickte er sich um. Ihm war klar, dass er nicht mehr zu dieser Welt, auf der sein Volk untergegangen war, zurückkehren würde. Es gab keinen Grund, zurückzukommen. Er war nicht mehr hier. Er trug sie jetzt in seinem Herzen.

Sanft lächelte er. „Auf Wiedersehen, Vater.“, flüsterte er. Dann tippte er gegen seinen Kommunikator und bat Kathryn, ihn hochzubeamen.

Als Trebus sich um ihn herum auflöste, durchströmte Chakotay eine neue Lebendigkeit. Die eine Reise endete, eine neue begann. Voller Zuversicht und Freude sah er auf alles, was noch vor ihm lag.





~ *Fortsetzung folgt* ~

Anhang I: Dramatis Personae (u.a.)



Reginald Barclay

Talentierte, wenn auch unorthodoxer Ingenieur, zentrale Figur im Pathfinder-Projekt



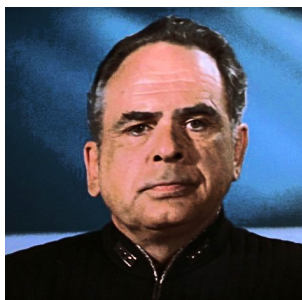
Chakotay

Kommandant der *Voyager*, hegt Gefühle für seinen ehemaligen Captain



Annika Hansen

Ehemals Seven of Nine, seit ein paar Jahren Junior-Professorin



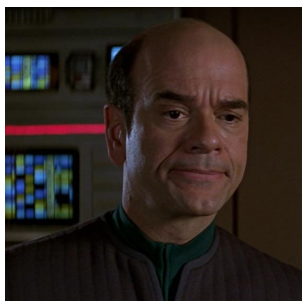
Jeremiah Hayes

Eine der zentralen
Führungspersönlichkeiten
in der Sternenflotte,
neigt zur Geheimniskrämerei



Kathryn Janeway

Zum Admiral befördert,
hat mehr und mehr das
Gefühl, mit dem Verlassen
der *Voyager* einen Fehler
begangen zu haben



Joe ('Der Doktor')

MHN der *Voyager*, hat sich seit
seiner ersten Aktivierung
enorm entwickelt; inzwischen
auch als Autor schwer im Ge-
schäft



Harry Kim

Inzwischen als Lieutenant Commander auf der Erde tätig, aber Janeway nach wie vor loyal



Kolopak

Chakotays Vater und traditionell-indianisch, wurde bei der Verteidigung seiner Welt gegen die Cardassianer getötet



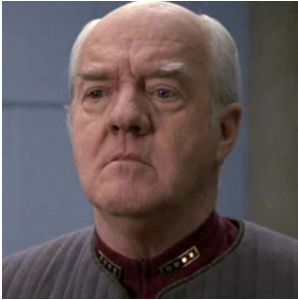
Alynna Nechayev

Einflussreiche Admiralin, teilt(e) Hayes' harte Linie gegen den Maquis



Tom Paris

Inzwischen Lieutenant Commander auf dem Mars, aber Janeway nach wie vor loyal, Vater von Miral Paris



Owen Paris

Bedeutender Admiral und Oberaufseher des Pathfinder-Projekts, Mentor Kathryn Janeways, Vater von Tom Paris



Leonard Toddman

Langjähriger Leiter des Geheimdienstes der Sternenflotte, hat einen Hang zum Verschwörerischen



B'Elanna Torres

Inzwischen Lieutenant Commander und Mutter von Miral Paris, leidet unter ständiger Bewachung



Tuvok

Zwischenzeitlich in die Reihen des Geheimdienstes zurückgekehrt, arbeitet gelegentlich für Admiral Janeway

Anhang II: Kolonien, die zwischen 2368 und 2370/71 den Maquis gründen bzw. sich ihm anschließen

Dorvan V

Hakton VII

Juhraya

Marva IV

Nivoch

Quatal Prime

Riva

Ronara Prime

Ropal City

Salva II

Solosos III

Soltok IV

Telfas Prime

Tracken II

Trebus

Umoth VIII

Valo I

Valo II

Valo III

Veloz Prime

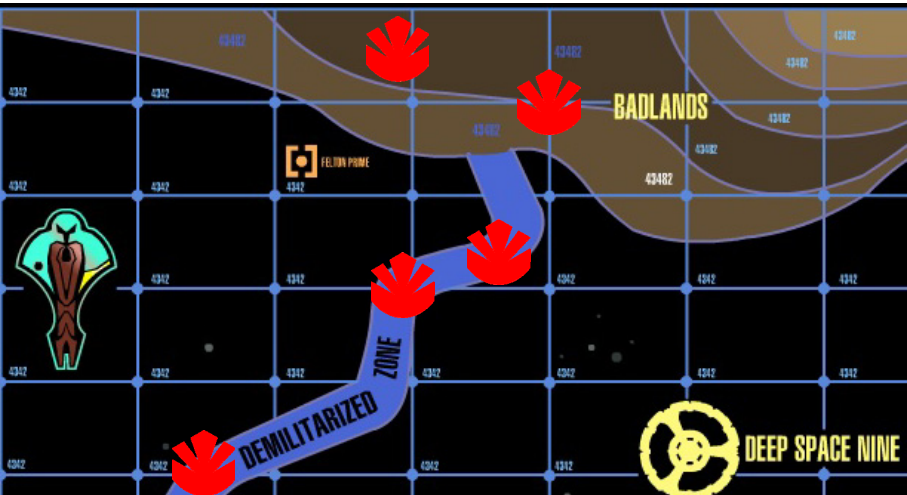
Volan II

Volan III

Volnar

Weitere Informationen zum Maquis finden Sie in der *Star Trek Companion*-Datenbank unter:

http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_66er.html





Back to the Delta Quadrant?
Stay tuned.

STAR TREK VOYAGER

Bemerkung zum Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek[™] und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.



Der neue Aufbruch.

Im vorletzten Jahr ihrer Odyssee durch den Delta-Quadranten wurde die *Voyager* von einer Verschwörungstheorie erschüttert. Seven of Nine setzte die These in die Welt, die Sternenflotte habe das Schiff in voller Absicht auf der anderen Seite der Galaxis stranden lassen, um dort eine Präsenz aufzubauen und ihre eigenen außenpolitischen Interessen zu verfolgen. Kathryn Janeway gelang es, diese vermeintliche Konspiration als das Resultat überlasteter Borgschaltkreise zu überführen. Anderthalb Jahre später kam die *Voyager* nachhause.

Inzwischen sind mehrere Jahre vergangen. Janeway ist in die Reihen der Admiralität befördert worden, Chakotay als Captain der *Voyager* in ihre Fußstapfen getreten, der Großteil der einstigen Führungscrew hat sich in verschiedene Richtungen zerstreut. Doch als Janeway Verdacht schöpft, bringt sie einige ihrer früheren Offiziere wieder zusammen und geht mit ihrer Hilfe einem Komplott auf den Grund, das unangenehme Erinnerungen an Seven of Nines einstige Konspirationstheorie weckt. Diesmal jedoch muss Janeway nicht nur falsche Vorwürfe entkräften, sondern sich der blanken Realität stellen.

Es ist eine Realität, welche die Föderation zwingt, sich zu verändern. Der neue Zeitgeist verlangt, dass sie ihren neuen Feinden die Stirn bietet, um ihre Stellung zu behaupten. Nicht zuletzt deshalb ist in geheimen Zirkeln des Oberkommandos der Plan herangereift, ein Sternenflotten-Schiff in den Delta-Quadranten zurückzuschicken...



STAR TREK
VOYAGER
Companions In Fate

